Geoponika

eine

ökonomische Monatsschrift

für

Kur- und Liefslands Bewohner,

herausgegeben

von

C. George.

Ersten Jahrgangs Erstes Stük.

Julius 1798.

Mit Bewilligung Einer Kais. Rigaischen Censur.

Mitau,

gedrukt bei Johann Friedrich Steffenhagen.

Omnium rerum ex quibus aliquid acquiritur nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil libero homine dignius — Nihil (Xenophonti) tam regale videtur quam Audium agri colendi.

Cic. de offici (c. 42 & Senect. c. 17.)

Biblio
Universit
Tartuen
(Dorpatensis)
Est.
TRÜ Raamatukogu
682

I. Etwas über Erziehung und eigentliche Bestimmung des kur- und lievländischen Adels zur Landwirthschaft, und über das Studium der Oekonomie.

In wenigen Ländern wenden wohl Aeltern so viel auf die Erziehung ihrer Kinder, als unser kur- und lievländische Adel, der alles für die Bildung der Seinigen aufbietet, und in dessen Charakter Menschenliebe, Bescheidenheit und wohlthätige Gastfreiheit die Hauptzüge sind. Selbst für die allgemein bekannte Sorglosigkeit bei der Wahl seiner Jugendlehrer ist sein Zutrauen zur Menschheit, sein offener gerader Charakter, die Apologie. In Deutschland muß der Mann, dem man die Erziehung seiner Kinder anvertraut, sich

erst durch ein Duzzend Zeugnisse über seinen Fleiß, Kenntnisse, und seinen Charakter legitimiren, (und das ist nicht so unbillig) und noch nebenher über Aeltern, Geburtsort, Schulunterricht u. dgl. eine Menge inquisitorischer Fragen ausstehen; hier hingegen begnügt man sich, dem Ausländer nur nach seinem Namen, höchstens Geburtsort zu fragen, und sagt dann, in welchen Wissenschaften man die Kinder unterrichtet zu sehen wünschet. Die Frage: Besizt der Mann auch die einem Lehrer unentbehrlichen Kenntnisse und Talente? würde schon Unbescheidenheit athmen. Das wichtigste Requisit ist nur: Ist er auf einer Universität gewesen, d. h. hat er studirt? Der Genius unsers Zeitalters schwingt jezt in allen Ländern seine Lanze gegen den Adel. Auch in Kurland war in neuern Zeiten ein trauriger Zeitpunkt — Sit terra ei levis — wo Deklamazionen gegen den hiesigen Adel zur Tagesordnung gehörten, die denn auch nicht unvergolten blieben. Bei diesem Schriftwechsel wußte der Auswärtige nicht, was er glauben, was er bezweifeln sollte, weil Wahrheiten, die man sich wechselseitig sagte, und die Beherzigung verdienten, keinen Eindruk machten, und viel von ihrer Glaubwürdigkeit verloren, da sie im Gewande der Erbitterung erschienen. —

Um auch den entferntesten Schein der Schmeichelei und Partheilichkeit zu vermeiden, muß ich noch sagen: daß wenn ich oben jene edle Tugenden als die allgemein anerkannten Grundzüge des Charakters unsers vaterländischen Adels angebe; so spreche ich blos von dem ganzen resp. Korps der Ritterschaft, indem ich es sehr gut weiß: daß wie es in allen Ständen, so auch hier, Glieder geben kann, an denen man diese glänzende Eigenschaften nicht immer findet. Sollen deswegen aber ihre Flekken gleich Flekken des ganzen Adels seyn? Bleibt die Eiche nicht Eiche, ohnerachtet der Auswüchse einzelner Blätter, vom Stachel der Insekten erzeugt, troz der Schwämme, die mit ihr ein Ganzes auszumachen scheinen? Wem ist's wohl je eingefallen, den Gallapfel oder die Mistel Eiche zu nennen, oder dem krummen schlechtgewachsenen Ast dieselbe Brauchbarkeit zuzugestehen, die man nur von dem geraden vesten Stamm forden kann? Warum will man diesen Unterschied zufälliger Eigenschaften, den man bei jedem andern Dinge macht, nicht auch hier beobachten. — Man nenne doch ein Land, wo der Adel mehrere Tugenden, die das Menschenleben erhöhen und erleichtern, übt, als hier im Norden. Um so auffallender ist's, wenn Männer,

denen man weder Menschenkenntniß noch Gelehrsamkeit absprechen kann, bei ihren Urtheilen das erste Requisit derselben **Vergleichung** so ganz vergessen, daß sie hier alles mit gefärbtem Glase sehen; und alles schwarz finden. So schreibt Merkel gewiß nichts weniger als vorurtheilsfrei. So wunderte sich jeder Unpartheiische, den Verfasser eines ziemlich verbreiteten medizinischen Buchs *) auch auf den Sizzen der Spötter zu finden. Wenige Aerzte werden in seine Klagen einstimmen können, und gesezt, er hätte alles, was er über Adelstolz niederschrieb, aus eigener individueller Erfahrung, warum mußte das in einem Buche gesagt werden, das ins Ausland gekommen ist, und dem Fremden den hiesigen Adel in einem falschen Lichte zeigt. Der angeführte Schriftsteller gesteht zwar: daß ein solches indiskretes Betragen nur in wenigen Häusern gefunden wird; verdienten aber diese wenige diese Rüge? Nie läßt der Adel den Gliedern der ersten Bürgerklassen den konvenzionellen Unterschied der Stände fühlen, am allerwenigsten dem Arzte, von denen manche, wie es hier notorisch ist, eine Art

*) Beiträge zur deutlichen Erkenntniß und gründlichen Heilung einiger am häufigsten herrschenden langwierigen Krankheiten u. s. w. Mitau 1794. S. 428 u. f.

Despotie usurpirten. Man weiß, daß Aerzte, die aus Selbstsucht sich für die größesten und unentbehrlichsten Virtuosen in ihrer Kunst hielten, sich nicht blos einige Vernachläßigungen der im bürgerlichen Leben eingeführten Höflichkeitsgebräuche schuldig machten; sondern selbst gegen Personen des ersten Ranges sich mit einer Art betrugen, die man dem Seefahrer nur verzeihen könnte; hier übersah man großmüthig ihre Fehler, welche ihnen in jedem andern Lande Verachtung und Dürftigkeit zugezogen hätten. Wo lohnt der Adel den Arzt für seine Hülfsleistungen mehr als hier? — Unter vielen andern Tugenden, sagt ein Schriftsteller von dem nordischen Adel, gehört auch die der Menschenfreundlichkeit und des Nichtstolzes. Daher ist in Rußland Adelsdespotie, so wie jede andere, unbekannt. Der hiesige Adel dehnt seine Höflichkeit so weit aus, daß er jedem Barbier und Chirurgen der untern Ordnung, das Prädikat Doktor zugesteht, und selbst jeden fremden deutschen Bedienten oder Unbekannten niederer Klasse mit Sie auch mit Herr anredet. Nie wird hier in Gesellschaften der Fremde, aus dem äußerlichen Betragen, den Bürger vom Adelichen unterscheiden können, eher bei den Damen, wo in kleinen Gesellschaften und auf dem

Lande die lästige Zeremonie des Handkusses beobachtet wird. Eine Etikette, deren Ursprung in dem Selbstgefühl eigener Würde zu suchen ist. Ein Höflichkeitsgebrauch, über den wir uns hier ein Paar Worte erlauben wollen. — Der Handkuß, dieses Zeichen der Liebe, Vertraulichkeit und Achtung unter Personen gleichen Standes, und der Huldigung, Hoheitsanerkennung und Unterwürfigkeit bei Niedern, wurde von allen Bürgerlichen, die Lehnsleute des Adels oder in seinen Diensten waren, gegen die wirklichen Mitglieder ihrer adlichen Herrschaft beobachtet. Nur die Bürger, die die ersten Würden des Staats und ansehnliche Aemter bekleideten, unterließen diese Hochachtungsbezeugung, die ihren Mitbrüdern geistlichen Standes, ohne daß man sich an ihre bürgerliche Geburt stieß, von ihren Beichtkindern adlichen Standes immer wiederfuhr. Je mehr die Städte ihre Selbstkraft erhöhten, fühlten die Bürger auch immer mehr und mehr ihre Selbstständigkeit, und nun wurde die dem adlichen Frauenzimmer erwiesene Ehrenbezeugung allmählig unterlassen; bis sie zu den Zeiten des Faustrechts, dieser Quelle des wechselseitigen Hasses, vom Bürger, der jede Gelegenheit wahrnahm, um sich als ein mit dem Adel gleich freier Mann zu zeigen, und

alles, was nur aufs entfernteste von Sklaverei zeugte, zu verbannen, allgemein unterlassen wurde. Der Adel glaubte seine Würde zu erniedrigen, und den Frauen der ersten Bürgerklassen eine Art von Gleichheit zuzugestehen; wenn er ihnen die Hand küssen sollte. Bürgerliche Aebtissinnen machten hier eine Ausnahme. Daß den Frauen und Schwestern derer Bürger, die Hof- und Landeschargen bekleideten, oder sich bis zur geistlichen Fürstenwürde emporgeschwungen, von Adlichen diese Ehre wiederfahren, ist um so weniger einen Zweifel unterworfen, da in den ältesten Zeiten die Bürgerlichen fast im alleinigen Besiz *) wichtiger Staatsämter und aller der Würden waren, die Kenntnisse des Rechts, der Schreibekunst, ausländischer Sprachen und Sitten erforderten, und so mancher hohe Sollizitant gerne gegen die Familienglieder des Mannes, von dem einträgliche Belehnungen und günstige Urtheile abhiengen, eben die Höflichkeitsbezeugungen beobachtete, die gegen die Damen der ersten Klassen des hohen Adels gebräuchlich waren. Es wäre zu wünschen, daß die erwähnte Etikette allgemein aufgehoben und nur an Höfen als Huldigungs-

*) Reichsfreiherrn von Horix Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten. Wien 1791.

und Hoheitsanerkennung beibehalten werden möchte. In kleinen gesellschaftlichen Zirkeln hat sie so manche Unbequemlichkeiten erzeugt, besonders bey den Bürgerlichen, wo der selbstgemachte Unterschied der Stände und ihre Abstufungen so groß sind. Die größten Herolde der absoluten allgemeinen Gleichheit, dieser unausführbaren Chimäre sind bürgerlichen Standes, und doch ist Stolz immer mehr der tadelnswürdige Fehler der Bürger als des Adels. Mit welchem Bauernstolze übertriebener Anmaßung und aufgeblasenem Hochblik sieht oft der durch Zufall reichgewordene oder betitelte Bürger auf den Aermern gleichen Standes oder gleicher Geburt hinab.*) Er, der dem Adlichen es bei jeder Gelegenheit vordeklamirt: daß Geburt kein Verdienst, Werth und Berechtigung seyn und geben könne; und doch das, daß wir alle sammt und sonders aus einem Taige geknetet sind, eben so leicht als sein eignes Herkommen vergißt, und unter Familien, Geburt und Aemtern des Bürgers in seinem Betragen, Neigen, zum Sizzen nöthigen in den Wörtern Er oder Sie einen so strengen ängstlichen Unterschied beobachtet, als es je der

*) Glücklicherweise ist in Kurland dieses die Menschheit und ihre Rechte so beleidigende Betragen äusserst selten.

Zeremonienmeister des steifesten Hofes thun kann. — Doch wir entfernen uns bei diesen Wahrheiten zu sehr von dem Zwekke dieser Blätter, in denen wir hier noch die Erziehung unsers Adels schildern wollen.

Der Adel bestimmt seine Söhne entweder fürs Militär oder für den Zivilstand. In beiden Fällen giebt er ihnen eine zwar kostbare, aber weder sorgfältige noch zweckmäßige Erziehung. Ist der junge Edelmann achtzehn oder mehrere Jahre, so tritt er entweder seine militärische Laufbahn an, oder geht auf eine Universität, um zu studiren, d. h. einige philosophische und juristische Kollegia zu hören. Wenn dieser leztere ins Vaterland zurükkehrt; so tritt er entweder ein väterliches Erb- oder ein Arrende-Gut an. Von seinen juristischen Kenntnissen, wären sie auch noch so groß, kann er nicht immer Gebrauch machen, da der adlichen Chargen bei unserm so zahlreichen Adel sehr wenige sind. *) Sey es Liebe zur vaterländischen Flur, Durst nach einem bessern Wirkungskreise, zu

*) In Kurland und Pilten sind jezt fünf und funfzig für den hiesigen Adel eigentlich bestimmte Chargen. Die adlichen Stellen der Räthe und Beisizzer bei der Regierung und dem Kameralhofe werden von Sr. Majestät auch an andere vergeben, so wie es der Fall in allen Gouvernements ist.

starke Regung des angebornen Grundtriebes Liebe zur Freiheit, die Kurlands Edle genießen, genug, ein sehr großer Theil Kurländer, der sich dem Kriegsstande weihet, kehrt zum Kreise der Seinigen zurük. So entfernt auch die Bestimmung zweier Brüder aus einem Hause zu seyn scheint, davon der eine unter den Waffen, der andere im friedlichen Privatstande der Welt nuzzen sollte; so vereiniget sich doch oft nach wenigen Jahren beider Laufbahn dadurch, daß auch der fürs Militär Bestimmte zum väterlichen Heerde zurükkömmt und hier ein eignes Gut oder einen Pachthof zu bekommen sucht. Aus diesem sieht man deutlich: daß Oekonomie die Hauptbestimmung des hiesigen Adels ist. *) Wie zwekloß des Adels bisherige Bildung für seinen

*) Herr v. G. In Kurland, besonders in Kurland, ist ein Edelmann ein Erdschollen, glebæ ad scriptus, nicht wahr, Herr Pastor?

Pastor. Ich habs oft gesagt, da ist aber nicht der Edelmann: Kurland und Semgallen sind Schuld. In diesem Fall hat ein Literatus den Vorzug, daß er, in alle Welt gehet. Befällt ihn ja das Heimweh; er stirbt wenigstens nicht auf der Stelle, wo er geboren ist. Mit ihm ists Komma, Kolon, Semikolon, mit dem Adel Punktum.

Herr v. G. Recht, Punktum, ein groß Punktum, man kann es einen Klek nennen. Da wo ich geboren bin und sterben werde, sind schon sieben

allgemein bekannten Hauptbestimmungszwek ist, will ich es hier nicht weitläuftig auseinander sezzen. Er sey fürs Militär bestimmt, habe auch für diesen nothwendigen Stand leidenschaftliche Vorliebe genug, sein Privatunterricht (denn öffentliche Schulen fehlen, und die vorhandene sind im tristesten Zustande, und um desto gerechter ist es, von ersterem eben den für seinen Stand zwekmäßigen Unterricht zu fordern, da öffentliche Anstalten nur nach einer allgemeinen Norm unterrichten und sich auf die besondere Bestimmung eines jeden Zöglings nicht einlassen) ist immer nach einer Form. Außer den unentbehrlichen Elementarkenntnissen, d. h. lesen, rechnen und schreiben, wird er etwa noch in einigen Sprachen, als latein und französisch, in der Natur- und Weltgeschichte, oft nach einem jämmerlichen Lehrbuche, z. B. nach Raff unterrichtet, erhält eine oberflächliche Unterweisung in der Geogra-

geboren und gestorben, und mein Junge wird den Punkt nicht verrükken.

Frau v. S. Warum denn nicht?

Herr v. S. Weil er nicht kann und kein Kurländer es kann. — Für ihr Vaterland Korn und Waizen säen, das ist alles, was in ihrer Macht ist. Darum Punktum! Punktum! Punktum!

Lebensläufe nach aufsteigender Linie 1r Th. S. 377, Berlin 1778.

phie, wo oft der Lehrer die neuen durch Natur, oder die Regierungen, oder durch Umwälzungen verursachte Veränderungen, aus Unkunde unangemerkt läßt; in den Anfangsgründen der Mathematik, bisweilen auch im Zeichnen oder in der Musik, besonders denn, wenn diese beiden lezten Künste die Hauptstükke des Lehrers ausmachen. Zwar bedarf der junge Edelmann aller dieser Kenntnisse, und wohl ihm, wenn sie ihm nur nicht aus irgend einem trokkenen oder fehlerhaften Lehrbuche vorgelesen werden, wo der Lehrer, weil das Buch mit dem Namen eines berühmten Gelehrten beschildet ist *), alles auf Treue und Glauben, weil es doch gedrukt ist, annimmt und nachlallt. Aber wer lehret ihn militärische Geographie, wer die Elemente der Ingenieurkunst, und der für alle die, die in Russischkaiserliche Kriegsdienste treten **) so nöthigen Schiff-Fahrtskunde und der übrigen Seewis-

*) Z. B. Villaume Anfangsgründe zur Erkenntniß der Erde u. s. w. 5 Theile, besonders der 4 und 5te, die von den gröbsten Fehlern wimmeln. Berlin und Libau 1791. Zopf Universalgeschichte, umgearbeitet von Fabri. — Inbegrif aller Wissenschaften, Berlin. und dergleichen Jugendschriften mehr.

**) Denn wie leicht kann einem das Schikfal treffen, zu Kriegszeiten auf der Flotte eingeschifft und zu See-Expeditionen gebraucht zu werden.

senschaften, wär's auch nur oberflächlich, kennen? Wer trägt ihm die Geschichte mit der Kritik, Auswahl und von der Seite so vor, wie sie dem künftigen Krieger vorgetragen werden muß. Von allen diesen für ihn so unentbehrlichen Wissenschaften erhält der künftige Offizier kaum die Kunde des Namens. Gymnastiastik ist ihm nothwendig, und alle gymnastikalische Uebungen schränken sich auf den Unterricht des Tanzens ein. So tritt er endlich, entblößt von allen den Kenntnissen, die ihn zum guten Offizier vervollkommnen, ihn seinen Obern bemerkbarer und brauchbarer als gewöhnlich machen mußten, seine Bestimmung an, und macht die traurige Erfahrung: daß er für seinen Stand nicht erzogen sey, daß er nichts wisse, und nun nicht einmal Gelegenheit habe, den Wunsch nach Erlangung wissenschaftlicher Militärkenntnisse zu stillen. — Der fürs Zivilfach bestimmte Edelmann wird eben so fehlerhaft, ohne alle Hinsicht auf seine künftige Bestimmung, unterrichtet. Jedermann weiß es, daß er einst ein väterliches Erb- oder Pachtgut besizzen, daß Landwirthschaft einst seine Erwerbsquelle seyn werde, aber wer unterrichtet ihn in der ökonomischen Naturgeschichte, wer in der Technologie, der nothwendigen Naturlehre, in der Geschichte, so daß er er-

fährt, was jedes Volk für die Aufnahme des Akkerbaues that, wie hoch die Landwirthschaft bei ihm stand, welche ökonomische Erfindungen gemacht, welche verloren gegangen sind u. s. w. wer in der populären Chemie und in der theoretischen Oekonomie, die doch keinem Literaten ganz fremd seyn sollte. Dies alles sind unentbehrliche Vorbereitungskenntnisse, die der eigentliche Oekonom nicht entbehren kann; wenn er je voll Hochgefühl seiner edlen Bestimmung in der Oekonomie, auf der Menschenerhaltung und Staatenwohl beruhet, alle die Wissenschaften sich erwerben will, welche ihn in den Stand sezzen, der Wohlthäter seiner Zeitgenossen zu werden. Diesen Mangel unserer Erziehungsart fühlt nicht blos der Edelmann, nein! auch die übrigen Bürgerklassen, die ihre Söhne fürs Studiren bestimmen, trift ein gleiches Schikſal. Die werdende Mediziner, Juristen oder Theologen erhalten, leider, gleichförmigen Unterricht; erstere und leztere lernen vielleicht griechisch, und doch ist es bei dem Vortrage der einfachsten Vorerkenntnisse höchstnothwendig, auf die zukünftige Bestimmung des Lehrlings Rükſicht zu nehmen. Dem werdenden Mediziner, der unter allen Studirenden den sorgfältigsten Unterricht wegen seines vielumfassenden Studiums bedarf, muß der Leh-

rer schon die Kräuterkunde weitläuftiger vortragen, als dem Juristen oder Theologen, er muß in der Geographie bei einem Lande die besondern Produkte desselben, und deren Nuzzen und Anwendbarkeit in der Heilkunde, so wie ihre Verarbeitung, lezteres in der Technologie, ausführlich anzeigen, Phisik und Osteologie, die Anfangsgründe der Chemie, ausführliche Naturgeschichte des Menschen, medizinische Literaturgeschichte und dergleichen Wissenschaften, müssen die Gegenstände seyn, mit denen der Lehrer, außer den allgemeinen Schulwissenschaften und Vorerkenntnissen, als Sprachkunde, Philosophie und ihre Geschichte, Mathematik u. s. w. seinen Zögling bekannt macht. Der zukünftige Rechtsgelehrte muß in den Wissenschaften, die ihm künftighin theils unentbehrlich, theils nüzlich seyn können, sehr frühe eingeführt werden. In der politischen und kirchlichen Geschichte muß sorgfältig angemerkt werden, welche Rechte und welche Gesezze diese oder jene Epoche hervorbrachte, welche Friedensschlüsse, Bündnisse und Unterhandlungen das eine Jahrhundert vor das andere merkwürdig machte. Wie Gesellschaften, Staaten, Reiche und ihre Rechte entstanden. Die Größe, Bevölkerung, Kriegsmacht, Einkünfte, Schulden, Handlungszustand, Gerichts-

verfassung und die partikulären Rechte und Gesezze derselben. Merkwürdige Rechtshändel fremder Staaten, besonders des Vaterlandes, vaterländische Gesezze, deren Ursprung und Kraft und die ausführlichste Geschichte derselben. Das Merkwürdigste der juristischen Literatur muß ihm nicht unbekannt bleiben. — Der Theologe muß schon frühe in schriftlichen Aufsäzzen geübt werden, er muß Anleitung zur Redekunst und der damit verbundenen Deklamazion und Mimik erhalten, die Geschichte der Spaltungen, sogenannte Kezzereien, Religionsirrungen und Meinungen der Kirche muß ihm als Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes und Herzens vorgetragen werden, sein Herz muß für jedes Gute, für jedes Leiden empfänglich gemacht werden, damit er künftighin mit Zustimmung seines Herzens um so wärmer die Tugend empfehlen, um so inniger den Leidenden trösten könne. Schon in den sogenannten Schuljahren muß man ihm allgemeine medizinische Kenntnisse beibringen, damit er bei Vorfällen körperliche Leiden lindern oder auch heben, für den Gebrauch schädlicher Mittel warnen, das in jeder Krankheit zu beobachtende Verfahren empfehlen und den Zeitpunkt angeben könne, wo man sich zum wirklichen Arzte wenden muß. Von der Ge-

schichte der Religionsmeinungen aller Völker, ihre gottesdienstliche Ritus, kirchliche Geschichte und Rechte des Vaterlandes muß er schon in den sogenannten Schuljahren einen Inbegrif erhalten. Man hat hier kein Verzeichniß aller der Wissenschaften, die der Mediziner, Jurist oder Theolog bedarf, liefern, man hat nur kleine Fingerzeige geben wollen, welche Vorerkenntnisse vorzüglich ein Fach vor dem andern bedarf. Und nun frage man jeden Vater, der seinen Sohn für eines dieser Fächer bestimmt, ob sein Sohn in diesen Wissenschaften unterrichtet wird? Wenige Aeltern werden dies bejahen und noch wenigere Lehrer so unterrichten. Jede Wissenschaft sollte immer mit der speziellsten Hinsicht auf die Hauptbestimmung des Zöglings gelehret werden. Selbst bei der ersten aller Elementarkenntnisse, beim Lesen lernen, muß man schon weit strenger darauf halten, daß der fürs theologische Fach bestimmte Zögling langsam, deutlich, mit Gefühl lesen und mit Wohlklang sprechen lerne. Man glaubt nicht: daß die Geringschäzzung dieses Punkts sehr nachtheilige Folgen für die Stimme, Aussprache und Vortrag des künftigen Kanzelredners haben kann und gewöhnlich hat. Monotonie, dieser für den Zuhörer so unangenehme und

lästige Fehler der mehresten geistlichen Redner, würde seltener seyn, wenn man gleich beim ersten Unterricht für zukünftige Erhaltung der bei uns leider so vernachläßigten Deklamazion gesorgt hätte. Eine gleiche strenge Aufmerksamkeit erfordert beim werdenden Arzte nicht sowohl das Lesen als das Schreiben lernen. Es ist ziemlich gleichgültig, was für eine Hand der Theologe oder Jurist schreibt, es ist gut, wenn auch sie schön schreiben lernen, aber bei dem zukünftigen Arzte muß ernstlich darauf gesehen werden, daß er beides, schön und deutlich schreiben lerne. Durch viele Uebungen muß er zu der Fertigkeit kommen, daß auch in der größten Geschwindigkeit seine Schriftzüge nie unleserlich sind. In einem Rezept kann ein einziger Zug, Verwirrungen, Mißverständnisse, ja sogar, wenn es etwa in die Hände eines ungeschikten Apothekers geräth, den Tod verursachen. Diese Wahrheiten, die alle Leser fühlen, die jeden Vater überzeugen müssen, daß seine Kinder, bei aller kostbaren Erziehung, die in einem Jahrzehend einige tausend Thlr. Ausgaben erheischte, nicht für ihren zukünftigen individuellen Wirkungskreis, selbst nicht einmal für die allgemeine Menschenbestimmung — zu künftigen Ehemännern, Vätern, Regenten ihres Hauses —, gebildet werden Fehler, die Er-

denleiden noch für künftige Generazionen fortdauernd machen. — Man suche sich nicht zu entschuldigen durch den Ausruf: Ja, lieber Himmel, wo soll man die geschikten Lehrer, die mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstete Männer hernehmen! Das Daseyn und die Fortdauer dieser Uebel ist die Schuld der Aeltern. Der Begüterte, und das sind Kur- und Lievlands Gutsbesizzer größtentheils, haben unglaublich viele Mittel und Wege, ihren Kindern die besten Lehrer zu geben. Man nehme, wenn man keine Eingeborne mit solchen Kenntnissen und Lehrergaben bekommen kann, geschikte Ausländer, da doch die deutschen Gelehrten in allen Stükken unsere Lehrer sind. Nur wende man sich deshalb weder an den zur Leipziger Messe reisenden Kaufmann, der recht viele Waarenkenntnisse, aber wenig Menschenkenntnisse und gehörigen Bemerkungsgeist besizzen kann, und diesen Auftrag wie einen gewöhnlichen Modenartikel dem Aeußern nach behandelt; noch an einen auswärtig studirenden oder in Militärdiensten stehenden Kurländer. Der Erstere wählt aus dem Zirkel seiner Freunde den, dem er gerne ein gutes Unterkommen zu verschaffen wünscht, und lezterer schikt den ins Land, der am geradesten vor ihm gestanden und am demüthigsten gewesen ist. Eben so

wenig wende man sich an berühmte Professoren. Diese Herren haben zu viele Geschäfte und suchen sich des Auftrages so schnell als möglich zu entledigen, lassen eine Anzeige ans schwarze Brett anheften, und nehmen dann den, der die mehrsten akademischen Zeugnisse, in denen unter **Fleiß** und **Geschiklichkeit** nichts mehr und nichts weniger, als pünktliche Besuchung und unter rechtschaffenem Charakter prompte Bezahlung der Vorlesungen verstanden wird — aufzuweisen hat. Oder sie wählen auch unter ihren eigenen Zuhörern den, der alle ihre Vorlesungen am häufigsten besucht, denn um der lieben Selbstsucht willen muß das schon ein Mann von Kenntnissen und Geschmak seyn und werden, der lange den Unterricht des hochberühmten Gelehrten genießt. Dieses Subjekt kann auch wohl ein Gelehrter, aber deswegen noch nicht Lehrer seyn. So sind einige Väter, die sehr sicher zu gehen glaubten, wenn sie einem berühmten Gelehrten die Wahl ihres Lehrers überließen, in ihrer Erwartung sehr unangenehm getäuscht worden. Man wende sich dahero lieber an eigentliche Pädagogen, z. B. an einen Gedike, Salzmann, Andre, Bechstein und ähnliche Männer, denen die Pädagogik so viel zu verdanken hat, die aus selbsteigener Erfahrung die Eigen-

schaften und Erfordernisse eines guten Lehrers kennen, und man wird seinen Wunsch erfüllt sehen. Man nehme nicht, nach der gewöhnlichen Landessitte, jeden Kandidaten, weil er drei Jahre auswärts gewesen und doch die Erziehungsmethode verstehen muß, zum Lehrer seiner Kinder an. Deutschlands berühmteste Pädadogen *) und Schriftsteller klagen noch immer über den Mangel guter Jugendlehrer, obgleich dort der Studirenden Legion ist, und wir, wir Kur- und Liefländer sollten hierin glüklicher seyn, und diesen in andern Staaten allgemein gefühlten Mangel nicht kennen? Werden bei uns etwa jedem Kurländer mit dem Matrikel auch zugleich die Gaben der Pädagogik inokulirt? Der größte Theil der Kur- und Liefländer, besonders die präsumtiven Erben eines Pastorats, hören blos die Hauptvorlesungen, die ihr Brodstudium bedarf, und wenn sie bei ihrer Heimkehr, nach der gewöhnlichen Landessitte, eine Lehrerstelle übernehmen; so unterrichten sie, mit einigen modernen Abänderungen, doch gewöhnlich in eben dem antiken Stil, in dem

*) S. Gemeinnüzzige Spaziergänge, 2ter Jahrgang, 3ter Theil S. VII. imgleichen Campe, Salzmanns, nebst anderen Schriften berühmter Erzieher, die diesen Punkt abhandeln.

sie gelehret wurden; und Lehr- und Erziehungskunde war, und konnte ja auch nicht das Fach seyn, auf welchem sie sich vorbereiteten. Es würde mir sehr wehe thun, wenn man glauben könnte: daß ich das Verdienst des Einländers verkleinern wollte. Ich weiß recht gut, daß wir, zur Ehre unsers Vaterlandes, Männer von ausgebreiteten Kenntnissen besizzen, aber sind diese deswegen auch mit den Talenten eines Jugendlehrers ausgerüstet? Wer unserer kur- und liefländischen Kandidaten macht militärische Wissenschaften deswegen mit zu seinem Augenmerk, obgleich er's weiß, wenigstens vermuthen muß, daß er nach seiner Zurükkunft jungen fürs Militär bestimmten Adel unterrichten würde. Wer bemühte sich um die Kenntnisse der Handlungswissenschaften, weil der Fall eintreten könnte, daß ein reicher Kaufmann ihm seinen Sohn, der auch die Handlung erlernen soll, anvertraute. **Wahrheiten ohne Bitterkeit können nie beleidigen.** Diese Anmerkung für die Mitglieder dieses Standes, die diese Stellen vielleicht übel deuten möchten. — Traurig ist es, daß man die Mißbräuche der hiesigen Erziehung und Unterrichtsmethode bis jezt noch nicht gerügt hat.*) Jeder, auch der schlechteste Lehrer, sezze sich

*) Außer Herr D. Beseke, in einer Vorlesung, die

noch einmal an die Stelle eines für das Wohl der Seinigen bekümmerten Vaters, wird er nicht wünschen, einen thätigen und geschikten Lehrer zu erhalten, dessen Unterricht das Glük der Kinder gründe ?! Viele sehen die Rükkehr ins Vaterland als das Ende des Studirens an. Man sehe nur die Bücherſammlungen manches Lehrers, wie unter aller Vorstellung dürftig und elend sie sind, und immer bleiben Bücher doch, nach dem alten Gleichniß, Waffen. Daher denn auch Unkunde der Literatur. Kann der Dürftige Schäze vertheilen? Das leugnet man, und man glaubt, weil der Sohn des Predigers oder des Beamten Hofmeister gehabt, und ausgereiset war, daß er in den zwei oder drei Jahren sich zum Lehrstande gebildet habe — daß jeder Studirte Lehrer zu werden fähig sey. Ein Irrthum, der für die Bildung eurer Kinder Gift ist. So manche Söhne der Prediger, die's ja wußten, das sie einst Adjunkti der Väter werden, bereiteten sich nur auf den Tag des Examens. So mancher Lehrer hat nie ein pädagogisches Buch gelesen, und manches andern Lektüre erstrekt sich höchstens auf etwa ein Paar politische Monatsschriften, auf Modelesebücher und die Zei-

unten angezeigt ist, sprach über Erziehung im eigentlichen Sinne des Worts.

tungen, da doch unter allen Ständen niemand mehr lesen sollte als der Jugendlehrer, damit ihm keine Erweiterung menschlicher Kenntnisse ganz fremde sey und er in allen Stükken mit seinen Zeitgenossen Schritt halten könne. Gesezt seine Mühe bliebe auch unbelohnt und sein Werth unerkannt; so lohnt und tröstet ihn doch wohl genugsam der Selbstgewinn und sein eignes Bewußtseyn.

Wenn nun schon unter unsern eigenen Vaterlandskindern, die mit großen Kosten studiret haben, und deren allgemeiner Charakter leicht zu erfahren ist; nicht ein jeder, wenn gleich viele Gelehrsamkeit, dennoch die zur Erziehung der Jugend nöthigen Kenntnisse und Talente besizt, wenn schon bei der Wahl der Eingebornen Vorsicht anzuwenden ist; so ist es um so tadelnswürdiger, daß man ohne Untersuchung jeden Ausländer, weil ihn der Zufall ungesucht zuführt, oder weil er einige Thaler wohlfeiler, oder geschmeidiger und kriechender ist, zum Lehrer annimmt. Ich weiß, daß unwissende Handlungsdiener, daß verabschiedete Unteroffiziere, die für Menschenglük so viel sagende Stelle eines Lehrers bekleidet haben. Wie traurig es mit dem Unterricht der Kinder, die in solche Hände fallen, beschaffen ist, das bedarf wohl keines weitern Beweises. Wenn die Bildung unserer Jugend in den Händen der sogenannten

Literatoren schon so mangelhaft ist, wenn die, die doch einige Bibliognosie haben, oft nach den jämmerlichsten Lehrbüchern unterrichten, so müssen doch wohl diese Fehler bei weiblichen Erzieherinnen (Gouvernanten) weit zahlreicher und weit nachtheiliger seyn. — Auch sie werden für ihre künftige so ehrenvolle Bestimmung weder erzogen noch unterrichtet. *) Es würde ein eigenes Werk erfordern, um den Nachtheil völlig zu entwikkeln, der aus der vernachläßigten Erziehung — ein noch immer mißverstandenes Wort — **) aus der Sorglosigkeit bei der Wahl der Lehrer und der oft so krassen Ignoranz derselben entspringen. Würde nicht nachherige Erfahrung und Selbstbildung so manches gut machen, würde die angeborne Herzensgüte der Menschen nicht, troz aller dogmatischen Behauptungen, so unleugbar überwiegend und fühlbar seyn,

*) Ueber die würdige Bildung der Frauenzimmer. D. Bahrdts Moral, erste Ausgabe, desselben Monatsschrift. Campe, Andre, Hermes, Sophie de la Roche Schriften.

**) Dr. J. M. G. Beseke hat über diesen Gegenstand mit vieler Energie gesprochen und unsre fehlerhafte Erziehung gezeichnet in seiner akademischen Vorlesung: Ueber die wahre Grenzen der Erziehung und des Unterrichts. Mitau 1783. Die einzige pädagogische Schrift, die Kurland aufzuweisen hat.

würden nicht gute Beispiele und der schriftliche Unterricht menschenfreundlicher Gelehrten noch immer ihren Einfluß zeigen — so müßte bei der allgemeinen Erziehungsart die Menschheit nur im hassenswürdigsten Lichte erscheinen! — Die Aeltern, die die unseligen Folgen ihrer eigenen fehlerhaften Erziehung an sich selbst erfuhren, die alle die Misbräuche fühlen, die durch die uneingeschränkte Pädagogik, welche sich jeder aus Noth so lange anmaßet, bis er eine fixe Bedienung hat, entspringen, glauben ihre Kinder, wenn sie diese in ausländische Pensionsanstalten schikken, für alle jene Klippen zu sichern. Oeffentliche Schullehrer haben, man erräth leicht, aus welchen Gründen, den Vortheil des öffentlichen Unterrichts vor der Privaterziehung bewiesen. Direktores und Mitglieder von einzelnen abgesonderten Erziehungsanstalten, haben die öffentlichen Schulen, ihre Methode, Fehler und Misbräuche als schädlich, seelenverderbend und von der lächerlichsten Seite dargestellt. Beider Behauptungen und Beweise sind nicht ohne Wirkung geblieben. Durch die erstern sind Väter veranlaßt worden, ihren Kindern gar keinen Privatunterricht zu geben, sondern sie sobald als möglich den öffentlichen Schulen einzuverleiben. Die Beweise der leztern machten, daß viele Väter — be-

sonders zur Zeit der pädagogischen Influenza — emsig eilten, ihre Kinder aus der Quelle der öffentlichen Schulen zu erlösen, und sie ins philantropinische Himmelreich und in den Logen desselben, die zur Zeit des Erziehungstaumels in allen Reichen nicht immer mit gleich glüklichem Erfolg von so manchen Inspirirten aufgeschlagen wurden, zu bringen. Beide handelten nach gleich edeln Bewegungsgründen — das Wohl ihrer Kinder durch die bestmöglichste Bildung zu gründen, und am Ende fanden sich beide getäuscht. Der eine trauerte, seinen Sohn nicht irgend einem Philantropen anvertraut zu haben, und der andre beseufzte die Kosten, die ihm eine privat Pensionsanstalt für die vernachläßigte Erziehung seines Sohnes abgenommen, der in einer öffentlichen Schule mit wenigerm Aufwande mehr gelernet hätte. Einige Direktoren von Privaterziehungsanstalten nuzten die Stimmung des Zeitalters, sorgten für das Vergnügen ihrer Zöglinge, machten ihren Aufenthalt durch uneingeschränkte Freiheitsbewilligung angenehm, lieferten den Aeltern immer schmeichelhafte Nachrichten von ihren Lieben, erhielten Zulauf, erwarben sich Vermögen, und standen endlich auf den Trümmern ihrer gesunkenen Anstalt als Rittergutsbesizzer da. Glänzende vielverspre-

chende Plane einer Pensionsanstalt, weitläuftige Anzeigen der beim Unterricht in andern Anstalten herrschenden Misbräuche, sind nicht Beweise, daß alle die Misbräuche dort verbannet, und das alles dort so glänzend ist. Diese Plane zeigen oft nur, daß ihr Verfasser, mit den Misbräuchen der Erziehung bekannt, wußte, wie der Unterricht der Kinder beschaffen seyn muß, wenn er zwekmäßig seyn sollte. Das Institut ist nicht das beste, wo jeder Lehrer alle Messe ein Paar Bücher zum Nuzzen der Jugend des Instituts herausgiebt. Ich rathe jeden Vater, seinen Sohn nie in eine der modernsten Pensionsanstalten, die die größeste Frequenz hat, wo die Zöglinge alles spielend und ob dem Allen nichts lernen, zu senden, mögen auch ein Duzzend Journäle ihren Erziehungsplan mit tausend Lobeserhebungen posaunen. Es ist unmöglich, daß nur lauter unverdorbene Kinder aufgenommen werden können. Väter, die verzogene, oder wie man sagt, böse Kinder haben, betrachten solche Anstalten als Korrekzionshäuser, wo laut Plan die Direktores die Zauberkraft besizzen, alle moralische Uebel radikaliter auszurotten. — Es ist unmöglich, daß nicht die Verdorbenen die Besseren sollten verführen können, da der Leichtsinn der Jugend selbst die Ausbreitung na-

menloser Laster begünstiget. Nur aus trauriger Erfahrung an seinen eigenen Zöglingen konnte Salzmann mit seltner Sachkenntniß jenes Buch *) schreiben, von dem es bis jezt noch ungewiß ist, ob es nicht mehrern Schaden als Nuzzen gestiftet habe.**) So gerne ich Kosegartens ehrenvolles Prädikat von Salzmann, Mann im Geist und Odem Jesu Christi ***) unterschreibe, so sehr auch ich ihn als meinen abwesenden Lehrer verehre, so kann ich doch nicht dem Vater, der seinen Sohn, nebst gründlichen Kenntnissen der Wissenschaften, auch zur Ausdauer in Geschäften, nüzlicher Thätigkeit, standhafter Ertragung der Erdenleiden erzogen zu se-

*) Salzmann Ueber die heimlichen Sünden der Jugend.

**) Ich glaube, daß die über diesen die Menschheit so entehrenden Gegenstand bekannt gemachte medizinische Schriften, z. B. Tissotts, Vogels, Huflands u. a. nur in lateinischer Sprache hätten erscheinen müssen, die in Jungs Volkslehrer befindlichen Aufsäzze, so wie die sogenannten Warnungsromane, z. B. Otto von Okowski und alle die Schriften, die Erzählungen von der Art, wie Jünglinge und Mädchen ihren Körper entnerven, enthalten, hätten nirgends die Zensur passiren müssen, denn durch die Lektüre dieser Schriften sind mehrere gefallen als gerettet.

***) Hainings Briefe an Emma. Leipzig 91 S.

hen wünscht, das Schnepfenthalsche Institut empfehlen, wie wohl Direktor und Lehrer Männer von seltener Herzensgüte und anerkannter Geschiklichkeit sind. Auch in Schnepfenthal sieht man den allgemeinen Stempel der Menschheit Gebrechlichkeit — H. P. Salzmann müßte mehr als Gotteskraft besizzen, um Neid, Habsucht, Stolz, jugendlichen Hang zu Beleidigungen, aus den Mauren seines Instituts zu verbannen, und die Jugend für jeden Unterricht empfänglich, und, troz ihrer natürlichen Flüchtigkeit, auf ihre Bestimmung aufmerksam zu machen, und sie dahin zu bringen, immer aus edlen Motiven zu handeln. Er besizt die Liebe der Kinder, die ihn alle Vater *) nennen, und denen die schädliche Nachsicht ihrer Fehler, die dorten allgemeiner Grundsaz ist, sehr gut behagt. Das, was ich hier behaupte, ist nicht blos das Resultat analogischer Vergleichung der mehresten Pensionsanstalten, wir haben Kurländer, die Salzmanns Institut als Augenzeugen kennen, und die mögen Richter seyn. Wer sein Kind unter seinen Augen kann auferziehen lassen, wer das Glük hat, einen Lehrer zu bekommen, der seinen Zögling ganz für seine zukünftige

*) P. Beseke Ueber die wahre Grenzen der Erziehung. Seite 26.

Erdenbestimmung zu bilden versteht, der lasse seinen Sohn erst als Jüngling aus den väterlichen Armen.

Bei jeder kurländischen Landtagsversammlung gingen immer Vorschläge und Wünsche als Deliberatoria herum, die das Wohl des Landes befördern sollten. Kann aber etwas mehrern Einfluß auf das Wohl des Landes haben, kann für die Menschheit ein wichtigerer Gegenstand seyn — als vernünftige Erziehung. Bis jezt ist noch kein Vorschlag zur Errichtung von Ritterschulen gethan *), die so nothwendig sind und wo man den Mängeln, die jezt unsere Erziehungsart treffen, durch weise Einrichtungen abhelfen und den jungen Adel ganz für seine Bestimmung belehren konnte. Anstalten, in denen auch der arme Edelmann seinen Kindern eine Erziehung geben lassen kann, auf die er jezt um seiner eingeschränkten Glüksgüter willen gänzlich Verzicht thun muß, wenn sich nicht ein Reicher etwa seines Sohnes erbarmet, und diesen an dem Unterricht seiner Kinder Theil nehmen läßt, oder zu den Erziehungs-

*) Wo ich nicht irre, so erbot sich in den Jahren 70-76 ein angesehener Mann, der aber kein Eingeborner war, ein ähnliches Institut, mit Unterstüzzung Einer Hochwohlgebornen Ritter- und Landschaft anzulegen, sein Anerbieten wurde damals abgelehnet.

kosten des Aermern etwas beiträgt. In jeder Oberhauptmannschaft müßte wenigstens eine Ritterschule gestiftet werden. Ihre Errichtung und anfängliche Erhaltung würden kostbar seyn, allein bei solchen für die Nachwelt so wohlthätigen Anstalten, muß Geldausgabe nicht Hinderniß zur Verwirklichung nicht unüberwindliche Schwierigkeit seyn. Noch immer bedarf Kurland solcher Institute, unsere Akademie ist — — sollte — — diese kostbare Anstalt, deren Plan von einem verehrungswürdigen Ausländer, ohne die Lokalkenntniß unsers Vaterlandes entworfen ist, nicht das Institut, das uns die fehlenden Ritterschulen ersezte, wenn auch die Ritterakademie zu Liegniz nach diesem Plan eingerichtet worden *), wenn auch unsere jungen Akademiker nicht mit zu wenigen Vorerkenntnissen hinkämen, so werden sie doch hier nicht für ihre künftige Hauptbestimmung gebildet. Es müßte für den künftigen Offizier ein Lehrer der praktischen Meß- und Ingenieurkunst wie auch der militärischen Enzyklopädie angesezt seyn. Nüzlicher wäre ein Professor der ökonomischen Wissenschaften als der minder brauchbaren Wissenschaft. Ein Lehrer der lettischen Spra-

*) Tiling's Gedächtnißrede auf J. G. Sulzer. Mitau 1779. S. 17.

che wäre für den künftigen Volkslehrer, damit er die Sprache rein und kritisch erlernen könne, und dadurch dem Bauren verständlicher werden, wie auch für die Verbreitung guter Schriften, um den Geist des Landmanns vernünftig und religiös zu erhellen und seine Sittlichkeit zu befördern, nöthiger, als der, der Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache *) ertheilet. Warum ist denn auf die Kurländer nicht auch Rükſicht genommen, die Medizin studiren, und für diese sowohl als überhaupt zum Besten jedes Studirenden, ein Professor der populären Arzneigelahrtheit angestellet, der außer dem nöthigen Vortrage medizinischer Enzyklopädie und den übrigen Vorerkenntnissen, als Osteologie, Phisiologie, Diätik, auch zugleich Lehrer der Hebammenkunst wäre. **) Ein Mann, der uns noch fehlt und der für Menschenwohl nöthiger, als ein Professor der griechischen Litteratur ist. ***) Hat der adeliche Stand ein

*) Diarium des Landtags vom 15. Aug. 93. S. 53.

**) Mitausche Monatsschrift Julius 1784. Seite 56 - 58.

***) Mich schaudert, wenn ich daran denke, wie viele Mütter und Kinder durch die Unwissenheit unserer Hebammen jährlich dem Tode geliefert werden, oder durch die unvorsichtigste Behandlung immer siech bleiben. — — Wehe denen, die Menschenleben retten können und es nicht thun.

Recht, dieses Institut zu untersuchen und auf eine Reform zu dringen? — Bei allen diesen Gebrechen unserer öffentlichen Stadtschulen und unsers ländlichen Privatunterrichts sind doch die ersten freien Klassen der Nazion glüklicher, als die freien unteren. Der Edelmann, der Prediger, der reiche Beamte hält für seine Kinder einen Lehrer, der wenn er, wie schon gesagt, die Kinder nicht erzieht, d. h. sie nicht für ihre zukünftige Bestimmung, als zärtliche Gatten, treue Väter, weise Regierer ihres Hauses bildet, sie doch in manchen Kenntnissen unterrichtet, und wenn auch sein ganzer Unterricht sich blos darauf erstrekket, daß er ihnen einige Wörter fremder Sprachen lernen läßt, und sie mit den Namen von Oerter plagt, wo einmal ein Paar römische Räubet oder griechische Taugenichte geblieben — welches Geographie und Geschichte heißt; so ist doch diese fehlerhafte Erziehung besser als gar keine. — Der leibeigene Bauer hat doch einige Schriften, die ihn bilden, vergnügen und bessern können. Es sind doch hie und da Schulen, wenn gleich wenige, wo er lesen lernt, und einige Religionskenntnisse erhält. Alle diese Hülfsmittel fehlen aber den auf dem Lande wohnenden Deutschen und den Bürgern in kleinen Städten.

In ganz Kurland ist keine einzige deutsche Landschule. Der Deutsche ist zu arm, um einen Lehrer zu halten, und gesezt, er wäre auch so wohlhabend, um etwas für den Unterricht seiner Kinder aufwenden zu können; so kann er doch keinen Lehrer bekommen, denn alle die Kandidaten, wenn sie nur nicht ganz sittenlose und unwissende Menschen sind, bekommen doch immer bessere Stellen, und würde auch der Deutsche ein nicht zu verachtendes Honorarium geben können, wo der Lehrer, der die Kinder eines Krügers unterrichten würde. Der selbst schlechterzogene Vater muß also den Unterricht seiner Kinder selbst übernehmen, und diese Pflicht erfüllt er folgendermaßen. Er kauft seinen Kindern den mitauischen deutschen Katechismus, — — — läßt ihnen den wörtlich auswendig lernen, und nun hat er der Pflicht, für die Seelen seiner Kinder zu sorgen, nach seiner Meinung ein Genüge geleistet. Der erwachsene Sohn wird entweder Diener, oder er lernt ein Handwerk. Unbekannt mit den Dingen, die ihm das Leben versüßen, erleichtern konnten, wandelt er durch Gottes offene Natur — — — — — fühllos. — Den heilsamsten Kräutern, die ihm in Krankheiten, wo er jezt ohne Hülfe ist, stärken, helfen, retten würden, weiht er keine Aufmersamkeit.

Sein Vieh genießt keine ordentliche Fütterung und Pflege, wird es krank, so überläßt er die Heilung desselben entweder der wohlthätigen Natur; oder er mordet's durch den Gebrauch falscher Hülfsmittel. Seine Kinder haben in Krankheiten ein gleiches Schikſal. Er erzieht ſie eben ſo als ſeine Erziehung war, lebt ein wahres Pflanzenleben fort, und nachdem er theils durch eigene Schuld, theils aus Mangel an genoſſene Erziehung, den größten Theil ſeines Lebens traurig zurükgelegt, mit Kummer, Jammer, Elend, Armuth und Langerweile gekämpft hat, entſchlummert er zu ſeinen Vätern und hat noch ſein Elend auf ſeine Nachkommen fortgepflanzt. Würden doch edle Menſchenfreunde dafür ſorgen: daß die lettiſchen Schulen ſo organiſirt und mit Lehrern verſehen würden, daß auch der arme Deutſche wenigſtens im Leſen, Schreiben und Rechnen unterwieſen würde! — Eben ſo wünſchenswerth iſt es, daß bei dem allgemeinen Bewußtſeyn, daß hier Erziehungshäuſer oder Ritterſchulen für den Adel, (die ſo organiſirt werden müßten, daß auch die Söhne der Prediger und anderer angeſehenen Bürgerlichen darin aufgenommen würden) mangeln, doch die Edeln, die Mittel genug haben, durch ihr Amt, Anſehen oder Vorſtellungen ihre Mitbrüder

zur Stiftung solcher Anstalten bewegen zu können, diesen Einfluß nicht ungenuzt ließen. Da hoffentlich Jeder von der Nothwendigkeit derselben überzeugt ist; so würde sich keiner der Edeln Kurooniens weigern, nach Verhältniß des Standes und seiner Einnahme, außer der für die Realisirung dieses Wunsches nöthigen Landeswilligungen nach der Hakenzahl, noch ansehnliche Beiträge zu thun, die zu so wohlthätigen Zwekken verwandt werden sollen.

Die Aeltern, die es einsehen — und das sind fast alle — daß ihre Kinder nicht den für ihre Bestimmung zwekmäßigen Unterricht erhalten, daß sie am Ende der Erziehungsjahre nicht die Wünsche und Hofnungen, in Rükficht wissenschaftlicher Kenntnisse, erfüllten, trösten sich mit dem Gemeinplazze: Nun was ihm hier noch fehlt, was er noch nicht weiß, das kann er auswärts nachlernen!

Man glaubt also, diese Vernachläßigung in den unentbehrlichen Wissenschaften dadurch zu ersezzen, und die Ausbildung des jungen Staatsbürgers ganz zu vollenden, daß man ihn auf eine Universität schikt. Ich will nicht daran denken, daß ein gutes dauerhaftes Gebäude nur auf einem guten Grunde aufgeführet werden kann, und daß die Hauptwissenschaft, der er sich weiht,

zu ihrer Vervollkommnung viele andere Vorbereitungskenntnisse und Wissenschaften erheischet. Der junge Edelmann studiret jezt die Rechtsgelehrsamkeit, freilich nicht mit allen ihren so mannigfaltigen Zweigen, da er in seinem Vaterlande nicht Gelegenheit zu ihrer Anwendung hat und die Zeit seines akademischen Aufenthalts nur kurz ist. Wiewohl nun Oekonomie, nebst den übrigen Kameral- Finanz- Kommerzien- und Polizeiwissenschaften einen sehr wesentlichen und jezt erst recht geschäzten Theil der Rechtsgelehrsamkeit ausmachen und erstere, der von uns schon oben angeführten Gründe wegen, sein Hauptstudium seyn sollte, so besuchen doch die wenigsten Kurländer diese Vorlesungen, weil sie blos die Kenntniß einiger Rechte zur Rechtswissenschaft zählen. Sie hören deswegen nur einige Vorlesungen, z. B. Ueber Natur- und Völkerrecht, die römischen Institutionen, Pandekten, allgemeines Kirchenrecht, peinliches Recht, Staatenkenntniß und noch etwa einige philosophische Kollegia, und so studirt auch der Bürgerliche. Da über das kurländische Staatsrecht auswärts nicht gelesen wird; so macht er sich erst im Vaterlande mit den vaterländischen Rechten und der gerichtlich prozessualischen Form bekannt. Kehrt der Edelmann heim, und tritt das väterliche

Gut an; so hat er als Gutsbesizzer einen sehr ehrwürdigen Rang, aber er befindet sich jezt in einem Fache, darin ihm mehrentheils alle Kenntnisse fehlen. Hier hat man den Weidspruch: Die Landwirthschaft erlernt man bald aus Erfahrung. — Ist aber nicht jede Erfahrung, die man erst selbst machen muß, kostbar? Es ließe sich sehr vieles über die Fragen sagen: Woher kommt es, daß die Oekonomie in Kurland, wo doch nur der Akkerbau unversiegbare sehr lohnende Erwerbsquelle ist, auf einer so niedrigen Stufe der Kultur steht? Die fehlerhafte Erziehung, Unkunde von dem hohen Werth der Landwirthschaft, Mangel der zur Aufnahme und Verbesserung der Oekonomie gehörigen Wissenschaften, Geringschäzzung des Bauernstandes, Gewinnsucht, die gleich die Vortheile irgend einer Unternehmung veredlen will, Mistrauen gegen ökonomische Vorschläge, wenn ein oberflächlich angestellter Versuch mislingt, die Fruchtbarkeit des Landes, Anhänglichkeit der Unterthanen an alles väterliche Wirthschaftsverfahren, das wäre so die allgemeine Antwort. Unter obigen und mehrern Ursachen, die die Veredlung der Oekonomie hindern, gehören vorzüglich die üblichen Verpachtungen, wo der Edelmann nur die bestimmte Getreidearten aussäen

darf, die auf eine kurze Zeit verpachtet werden, und wo ihm nicht weder die unumgänglich nöthige Verbesserungen vergütet, noch die nuzvollsten Anlagen belohnt werden. Der junge in jedem Zweige der Oekonomie unerfahrene Güterbesizzer sucht nun einen Wirthschafter zu bekommen, die hier den Titel Amtmann oder Amtsverwalter (So ungleich wie Benennungen und Werth der Münzen in verschiedenen Staaten ist, so ists auch mit den Titeln; was ist im Dänischen, Hannöverschen, Trierschen, in einigen Reichsgegenden, in der Schweiz, ein Amtmann und was ist er hier?) führen. Diese Männer sind blos **Frohnvögte**, die Zwistigkeiten unter den Gutsbauren schlichten und die kleinen Verbrechen derselben bestrafen. (Es ist notorisch, daß ihr ökonomisches Wissen sich blos auf die Kenntniß der gewöhnlichen Getreidearten einschränkt,) und nun ferner darauf sehen, daß die ordentlichen Feldarbeiten zu der gewöhnlichen Zeit geschehen, Rechnung über Aussaat, Erndte und Produktenverkauf führen, diese Arbeiten mechanisch verrichten und um nicht den väterlichen Sitten abhold oder Kezzer zu werden, die **Lektüre ökonomischer Schriften** als die Pest scheuen. Unrecht wäre es auch von ihnen, ein mehreres zu fordern, denn Oekonomie läßt sich bei der Schuhbürste,

beim Tischserviren und hinter des Herrn Stuhl nicht lernen. Die mehresten Amtleute waren Bediente, etwas lesen und schreiben, Treue oder Empfehlung halfen ihnen zur Amtsverwalterswürde. Sie sind mit deutschen Verwaltern nicht zu vergleichen, da diese doch bei andern Oekonomen die Landwirthschaft praktisch erlernet haben.

Unnüz wäre es, wenn man noch hier den Werth und Nuzzen der Oekonomie, dieser unzerstörbaren Stüzze unsers Staates beweisen sollte. — Zugegeben, daß Universitäten die Lüken in der gewöhnlichen Unterrichtsmethode ausfüllen, daß der junge Edelmann dort die nothwendigen und bis jezt mangelnden Kenntnisse, die er sich hier nicht erwerben kann, sicher erhält, so wäre es doch wohl sehr billig, daß der junge Edelmann auf eine solche Universität gesandt würde, wo er sich vorzüglich für seine künftige Lebensart bilden, und doch, es sey nun Hofnung, künftighin Landeschargen zu erhalten, oder Gewohnheit, oder Neigung, auch die eigentliche Rechtswissenschaft erlernen kann. Hier im Lande aber sieht man bei der Wahl einer Universität nur auf die, die in dem Zeitpunkte am häufigsten von Kurländern besucht wird. Allein die zahlreichste ist nicht immer die vorzüglichste.

Eine einzige Fakultät, oft nur ein einziger berühmter Mann, mehrere Freiheiten im akademischen Sinne, die der Musensohn dort genießt, bewürken die vorzügliche Frequenz einer Universität, die dann die berühmteste, aber deswegen nicht die beste ist; indessen der äußere Ruf entschied ja immer. — Auf den hohen Schulen des zweiten Ranges, als Rostock, Kiel, Marburg, wird nicht selten fleißiger und braver gelehrt, als auf den großen, deren Lehrer, gestüzt auf den Ruf der Universität, so manche Vernachläßigung wagen. Auf kleinen Universitäten ist der Studirende fleißiger, der Zirkel seiner Bekannten kleiner, die Gelegenheit zur Zerstreuung seltener und minder lokkender, sein Privatfleiß bemerkbarer, der Unterschied zwischen Lehrer und Jünger kaum sichtbar, (da auf großen Universitäten hingegen, wie in Göttingen, eine sehr große Kluft zwischen den beiden Kasten befindlich ist, durch die steifen Göttinger Assamblees und sonntägliche Kourtage wird man mich doch nicht widerlegen wollen, der nähere Umgang ist dort sehr kostbar) besondere Privatbelehrungen auch der Gebrauch der Universitätsbibliothek leichter, der auf großen erschweret ist. — Jede Universität hat, wie alles im Menschenleben, die Zeit ihres Steigens, Blühens und Fallens — manche hat

sich nur selbst und wenigen Landeskindern geblüht, manche kann sich, troz aller Versuche, nicht erheben. So hat z. B. der Herzog von Meklenburg, dieser Herr, der so viele Verdienste um die Aufklärung des Geistes seiner Unterthanen hat — in dessen Land eins der besten Gesangbücher existirt *) und wo Anhänglichkeit und Gebrauch mancher alten Unschiklichkeiten glüklich verbannt ist, recht viele Kosten für die Aufnahme der Universität Rostock verwandt, ein anatomisches sehr geschmakvollgebautes Theater, ein Akkouchierhaus, einen botanischen und ökonomischen Garten, der aber noch die Unvollkommenheiten seiner Jugend hat, erbauen und anlegen lassen, die berühmten Professoren Vogel, Josephi, sollten den werdenden Mediziner auf diese Universität aufmerksamer machen. Seit ihrer Restaurazion **) ist aber nur ein Kurländer und ein Livländer immatrikuliret. Im vorigten Jahrhundert und noch zu Anfang des jezzigen studirten die mehresten Kurländer in Rostok, ums Jahr 25 = 40 ging alles nach Jena, in der Mitte dieses Jahrhunderts war Königsberg die besuchteste

*) Neues Meklenburgisches Gesangbuch für die Hofgemeinen in Schwerin und Ludwigslust. 1794.

**) 1789.

Universität, dann folgten Leipzig und Jena, dann Göttingen, das sich der litterarischen Diktatur anmaßte, von seinem Präsidentenstuhl durch Jena aber verdrängt ist, wo jezt die mehresten Kurländer studiren, wenige gehen nach Leipzig und Halle. Die übrigen Universitäten, als Erfurt, Erlangen, Greifswald, Helmstädt, Wittenberg, Tübingen verdienen, da dort nur einzelne Kurländer studirten, keiner Erwähnung, sonst müßte man auch Leiden nennen, weil zwei berühmte allgemeingeschäzte Aerzte, eingeborne Kurländer da studirt haben. — Wenn nun diejenige Universität unstrittig den gerechtesten Vorzug haben muß, und am mehresten besucht zu werden verdient, welche die besten Mittel für die möglichste Vervollkommnung und Ausbildung seiner Hauptbestimmung darbietet, diese aber für die mehresten Kurländer Oekonomie ist; so ist das eine Universität, wo auch das juristische Fach gut besezt ist, die sich unter den obengenannten nicht einmal befindet und doch im ökonomischen Fache die vorzüglichste in Deutschland ist — namentlich die Königl. preußische Universität zu Frankfurt an der Oder. So wenig ich dem Theologen eine der übrigen preußischen Universitäten empfehlen möchte; so kann man doch auch hier mit Frank-

furt eine Ausnahme machen. Nie waren hier theologische Fehden, nie intolerante Orthodoxie, wenn gleich der dortigen theologischen Fakultät Eckermann, Martius Ammeus fehlen. Beim Theologen ist Oekonomie doch mit nachher eine Erwerbsquelle, würde ihn der Gedanke, als Lehrer des Adels, desto zweckmäßiger unterrichten zu können, auch nicht zur Erlernung ökonomischer Kenntnisse bewegen können. Ich empfehle Frankfurt an der Oder nicht blos als die einzige Universität, wo der kurländische Adel sich die besten ökonomischen Kenntnisse einsammlen kann, und so bei ihrer Ausübung durch die Verbesserung seiner Güter, Ausrottung verjährter Misbräuche, durch Anbau neuer sehr lohnender Produkte, sich neue Reichthümer erwerben kann. (Ich weiß recht gut, daß auch auf andern Universitäten ein eigener Lehrstuhl für Oekonomie und Kameralwissenschaft statt findet, daß Heidelberg seinen Jung, Leipzig einen Roeßig, Göttingen einen Beckmann, Jena einen Stumpf hat — in Königsberg, so wie auf mehrern Universitäten, ist dafür kein Professor angesezt,) sondern weil keine andere deutsche Universität die vortrefliche Gelegenheit zum Studium der Kameralwissenschaften hat, da in Frankfurt verschiedene zu diesem für jeden Staat wichtigem Fache

anleiten, vorzüglich da es jezt eine in seiner Art einzige Anstalt besizt, deren Bekanntmachung der Zwek dieses Aufsazzes ist.

Es hat nämlich Herr George Heinrich Borowski, Erb- Lehn- und Gerichtsherr des Ritterguts Greeden, bei Frankfurt an der Oder, Königl. Professor der Oekonomie, Kameral- und Finanzwissenschaft, eine, durch eine eigene Königl. preußische Approbazion und Bestätigungsakte, de dato Berlin den 18. März 1794, authorisirte privat theoretische und praktisch ökonomische Lehranstalt, für Landwirthe der höhern Klasse errichtet, die den 25. März 1795 eröfnet wurde.

Da Herr P. Borowski einen eigenen Plan dieser Lehranstalt herausgegeben, der aber theils nicht in den Buchhandel gekommen, theils nur in den Königl. preußischen Staaten vertheilet worden ist, so glaube ich den Dank mancher Leser zu verdienen, wenn ich den Hauptinhalt dieses gedachten Plans mit einigen nöthigen und nüzlichen Anmerkungen bekannt mache, welches in dem nächsten Stükke geschehen wird.

II. Ueber den ehemaligen Zustand des kurländischen Forstwesens. Fragmente aus dem Briefwechsel eines Kurländers an den Herrn Forstmeister v. W***. in W**.

Mitau, den 3. August 1795.

Ihren Brief, oder eigentlich Ihren ausführlichen Beweis, von der Nothwendigkeit gebildete Forstaufseher zu haben, habe ich richtig wiewohl sehr spät empfangen. Sie zeigen mit hinreißender Beredsamkeit: daß die mehresten in der Landwirthschaft einbegriffene Kenntnisse einem jeden Forstverständigen äußerst nüzlich sind, daß die Forstwissenschaft nach ihren praktischen und theoretischen Theilen studiret werden müsse, und daß Forstmänner und Güterbesizzer verpflichtet sind, sich die dazu gehörigen Kenntnisse vollkommen einzusammeln. Ich bin von der Wahrheit Ihrer Behauptungen, von der Nothwendigkeit Ihrer Forderungen schon längst überzeugt, und gewiß alle meine Landsleute mit mir, wenn gleich bis jezt nach diesen Ueberzeugungen noch nicht gehandelt ist. *) Sind Kenntnisse und Wissenschaften auch dem Forstmanne unent-

*) Der Leser wird gütigst bemerken, daß dieses und alles folgende im Jahr 1795 gesagt ist.

behrlich, macht die Forstwissenschaft einen sehr wichtigen Theil der Landwirthschaft aus, ach wer kann denn hier Förster seyn! Doch uns armen Kurländer hilft ja der Glaube, wem Gott ein Amt giebt u. s. w. Rabner mußte ehemals die Untrüglichkeit des Sprüchworts weitläuftig gegen alle Zweifler vertheidigen, wir bezweifeln nicht mehr die Wahrheit desselben, denn die Wunder sind vor unsern Augen. Wir kennen in unserm Lande von der Polizei kaum etwas mehr als den Namen, Forst- und Jagdpolizei muß uns als Zweige der Polizei noch weit unbekannter seyn. Es ist freilich unverantwortlich, daß man diesen Zweigen der Oekonomie keiner Aufmerksamkeit würdiget, und die Nachwelt zwingt, die Trägheit und Kaltsinnigkeit der Vorfahren gegen das Forstwesen zu bejammern. Durch die Ausrottung der Wälder wird das Misverhältniß zwischen der Menge und der Konsumzion des Holzes immer größer und das Bedürfniß für neue Anpflanzungen zu sorgen immer dringender. *) Und doch haben wir bis jezt auch nicht einmal die simpelste Art der Waldschonung, nämlich die Forste durch richtige Ver-

*) Wielands deutscher Merkur 3 und 4tes Stük von 1790. V. Politisch. Philosoph. Gespräche die Wälder, wo auch über sporadische Dörfer viel lesenswürdiges gesagt ist.

messungen in Schläge einzutheilen und jährlich nur den einen Schlag zu nuzzen, eingeführet. Das große Sakkenhausische Kirchspiel im Piltenschen litt schon seit 1712 Holzmangel, hieb nichts destoweniger alle Gehäge nieder, weil Torfgruben da waren, und muß jezt lauter Torf brennen. Im Oberlauzischen z. B. Born, Demmen u. a. Güter, beförderte die Sucht, große Kornfelder zu haben, die Verwüstung der Waldungen, die jezt ganz ausgerottet sind. Im Mitauschen, Bauskeschen und andern Orten, ist der Holzmangel sichtbar. Viele Güter müssen vier und mehrere Meilen nach Brennholz schikken, und um Nuzholz zu holen, müssen die Unterthanen Tagereisen machen. Selbst da, wo vor einem Jahrzehend die Holzungen nur eine halbe Meile entfernt waren, ist jezt schon alles ausgehauen und dadurch die Weite der Holzfuhr verlängert worden. England hat auch alle seine Waldungen ausgerottet, mit welchem Eifer aber suchen jezt wiederum die Nachkommen die schlechte Holzwirthschaft ihrer Vorfahren durch Baumanpflanzungen weniger sichtbar und ganz vergessend zu machen. In einem einzigen Herbst wurden in der Grafschaft Durham (the Bischoprik of Durham) 50,000 und in der Grafschaft Salop 65,440 Eichen gepflanzt. Die

Irrländer sind noch fleißiger; Der Graf von Fife allein hat in einem Zeitraume von fünf Jahren 3006 Akker Landes mit Bäumen bepflanzt. Alle diese Pflanzungen befinden sich in dem besten Zustande. (Abhandlungen der in London zur Aufmunterung der Künste, Manufakturen und des Handels errichteten Gesellschaft, 6ter Band 1788) Und wie, wir haben bis jezt noch keinen Schritt gethan, außer daß wir die Kultur unserer Wiesen gänzlich vernachläßigen, sie versauern lassen, wo stachlichtes Knopfgras (Schœnus Mariscus) und Torf immer mehr wird, damit unsere Nachkommen doch dieses als Feurung brauchen können. Unsere Forstordnung ist vom Herzog Friedrich Kasimir vom 16. Oktober 1686 äußerst unvollkommen und mangelhaft *), da in dieser die Schonung der Waldungen nur sehr oberflächlich befohlen, der Baumpflanzungen aber gar nicht gedacht wird, wiewohl schon alte deutsche Forst- und Jagdordnungen, die uns Muster seyn sollten, ausdrüklich der Anpflanzungen gedenken. Anno 1595 wurde schon im Hennebergschen

*) Die nach dieser Zeit von der Fürstlichen Kammer erlassenen Forstpatente betreffen blos einige Gegenstände des Forstwesens. Das weitläuftigste von diesen Patenten ist d. d. Mitau den 29. December 1769.

die Sezzung lebendiger Zäunungen anbefohlen *). Gleiche Sorge für Holzpflanzungen trug man im Magdeburgischen und in Sachsen. Zu den besten Forstordnungen gehören die Querfurtschen Forst und Jagdordnungen, die nicht nur die Anpflanzung wilder Holzarten, sondern eine allgemeine Frucht und Obstbaumkultur anordnet. Jeder Besizzer eines Grundstüks muß eine verhältnißmäßige Anzahl, jeder heirathende Bauersmann sechs Stük gute Bäume pflanzen, und jährlich muß mit der Sezzung der Bäume in Gärten, Wiesen, Gruben, Reinen, (Pener) Dorfpflanzungen in den Wegen und Feldern, bis gar kein Plaz mehr vorhanden, fortgefahren, und endlich auch die Kinder nebst der Feldarbeit dazu angehalten werden. (Kap. 10. §. 16.) Eben so wohlthätig befiehlt die hessenkasselsche Verordnung, die überhaupt sehr gute Befehle über diesen Gegenstand enthält, denen Förstern die Sezzung aller Holzarten, und allen übrigen Einwohnern, vom Prälaten bis zum Bauern, die Anlage einer Baumschule. (d. d. Kassel den 22. Febr.

*) Hennebergsche Wald- Holz- und Forstordnung 1615. — Magdeb. Polizeyordnung K. 29. §. 23. Herzogs Ernst zu Gotha Landesordnung. Part. 2. Cap. 3. Tit. 26.

1724.) Ein Souverän kann freilich so was durchsezzen, und wenn wir auch die Nothwendigkeit und den Nuzzen solcher Befehle allgemein anerkennen; so sind wir doch bis jezt zu sehr eigensinnig, als daß wir unserer Vernunft eine Art unbeschränkter Gewalt durch Befolgung des von ihr anerkannten Guten zugestehen sollten.

Ueber unsere Wälder müßten doch wohl sachkundige Männer die Aufsicht führen, wenigstens ist man in den auswärtigen Staaten so ungerecht, von dem Forstmanne so mannigfaltige Kenntnisse zu fordern, hier — — — Man kennt hier sehr gut alle Uebel, Fehler und Gebrechen unserer Wald- und Forstwirthschaft, und thut dennoch nichts für ihre Ausrottung und Heilung. Warum werden hier nicht die Försterstellen mit Männern besezt, die Forstwissenschaft studirt haben, und da uns solche Männer mangeln, warum vergiebt man die Forsteien nicht an adliche oder bürgerliche Eingeborne, die, mit den Wissenschaften vertraut, sich leicht die dem Forstmanne unentbehrlichen Kenntnisse erwerben würden. Der Adel klagt über den Mangel an Stellen, die ihm Unterhalt gewähren könnten, die immer größerwerdenden Staatsausgaben macht die Errichtung neuerer Chargen unmöglich, und doch könnten

recht viele adliche Familien ihren Unterhalt ohne Vermehrung der Staatsausgaben empfangen, wenn man die Forsteien würdigen Adlichen, denen vom Schikſal das Loos der Armuth zufiel, verleihen würde. — Jede Stelle, darin man dem Staate Nuzzen ſchaft, iſt ehrwürdig, ſey auch der Klang ihres Titels, und der Rang ihres Beſizzers geringe. Schon im vorigten Jahrhundert verlangte der Adel, daß die Sekretärſtellen und andere angeſehene bis jezt von Bürgerlichen bekleidete Stellen mit Adlichen beſezt werden ſollten, wenn arme Adliche Kanzeleibedienten werden wollten, daß auf dieſen bei Vakanzen vorzüglich Rükſicht genommen werden müßte. §. 10 und 27 der adlichen Beſchwerden von 1642, welches der Herzog Jakob in der Kompoſizionsakte vom 29. November deſſelben Jahres §. 7 und 8 auch verſprach. Die Förſterſtellen werden in auswärtigen Provinzen entweder mit Männern, die dem Fache gewachſen ſind, beſezt; oder verdienten alten Offizieren als Verſorgung und Lohn ihrer geleiſteten Dienſte gegeben. So mancher Rittmeiſter ſieht eine Forſtei als Glük und Gewinn an, da doch dort viele Förſterſtellen minder einträglich als unſere kurländiſchen ſind. Ueber Verdienſt ſind freilich die Begriffe ſehr verſchieden, doch wird wohl Nie-

mand die Kunst einen Haasen zu schießen, den Tisch zu serviren, Neuigkeiten zu erzählen, und im schnellsten Gallop reiten zu können, zu den Verdiensten rechnen, die einen gerechten Anspruch auf Belohnung vom Staate machen können.

Die hiesigen Försterstellen werden, wie es bis jezt Sitte gewesen, an die Jäger Sr. Durchlaucht vergeben. Der größte Theil unserer Förster besteht aus Ausländer. — Zu Versorgungen im Vaterlande hat der Eingeborne den gerechtesten Anspruch, und nur dann, wenn der Fall eintritt, daß sich kein tüchtiges Subjekt für den erledigten Posten fände; so wähle man den Ausländer, um dies aber sicher zu erfahren, müßten beide von sachkundigen Männern geprüft werden. Verzeihen Sie diese Ausschweifung. — Unsere Förster, sage ich, bestehen aus Männern, die im Auslande die Lehrjahre eines Jägerburschen ausstanden und dort vielleicht die Stelle eines Heideläufers (Heidereuters) als das höchste Ziel ihrer Wünsche betrachteten, die Kunstwörter des Jagdwesens und richtig schießen lernten, und bei dem Abstande, der zwischen dem deutschen Jäger und Förster statt findet, sich nie um die Kenntnisse eines Standes bewarben, der so sehr außer ihrer

Sphäre lag, daß sie ihn nie zu erklimmen hoften, folglich von allen eigentlichen Forstkenntnissen entblößt sind, und wenn sie auch Kenntnisse besizzen; so sind dieses mehr Kenntnisse des Jagd- als des Forstwesens. Daher ihre Unkunde der Holzarten, der Waldpflanzen, der Forstkultur, der Thiergeschichte und aller für den Forstmann so nöthigen literarischen mathematischen und ökonomischen Kenntnisse. Ihre Naturgeschichte ist ein Gemische abergläubischer Jägersagen. Einige, durchs Schikfal hieher geschleudert, dienten anfänglich bei Privatedelleuten, kamen durch Empfehlungen ihrer Herren an den Hof des Fürsten, und erhielten nach dem Dienstalter vakante Forsteien. Diese Männer vergaßen denn so oft ihren ersten Stand, ihre frühern Schikfale, hielten sich für unentbehrlich wichtig, dehnten Anmassungen immer weiter aus, und unter dem Vorwande der strengsten Beobachtung des Hochfürstlichen Interesse und ihres Eides, chikanirten sie oft, um einer geringen Kleinigkeit wegen, den Edelmann. Auch jezt, da jeder Jäger glaubt, dem Forstfache vollkommen gewachsen zu seyn, würde man vergebens bei ihnen die vornehmsten Produkte in der von den würdigsten Männern bearbeiteten Forstliteratur suchen, von Broke, v. Bennken-

dorf, v. Burgsdorf, v. Moser, v. Lengenfeld, Gleditsch, Hennert, v. Wangenheim u. a. m. sind ihnen völlig unbekannte Namen. Würden meine Briefe je in die Hand eines Unkundigen kommen, so müßte ich doch anmerken, daß unter diesen Männern, die sich durch Schriften so verdient gemacht haben, auch Oberforstmeister und Forsträthe sind, die Forsteien besizzen, aber freilich nur in den Ländern, wo man das traurige Vorurtheil hat, daß das Forstwesen wissenschaftlich behandelt werden müßte. Dabei befinden sich zwar die Waldungen und Holzanbau besser, aber die Menschheit leidet doch darunter, denn dort wird nie, nach dem verabscheuungswürdigen Sistem, der unwissende Jäger Forstrath. Da kein Geld unnüzzer ausgegeben ist, als das, welches man auf Bücher verwendet; so machen Kalender, (darunter ich den mitauschen und keineswegs des hessischen Regierungsraths von Wildungen Taschenkalender, noch andere bekannte Forstkalender verstehe) Gesangbuch u. dgl. so manches Försters ganze Büchersammlung aus. Der Gehorch, den die Fürstlichen Feudalbauern dem adlichen Arrendator zu leisten haben, ist genau bestimmt, und er wird straffällig, sobald er mehreren Gehorch verlangt, und die Grenze seiner Macht überschreitet; die Busch-

wächter hingegen sind der Willkühr des Försters überlassen.

Diese Schilderung der hiesigen Forstbedienten ist nicht allgemein anwendbar. Ich spreche gar nicht von den würdigen Förstern, die sich eben so sehr durch feine Sitten, als durch gute praktische Forstkenntnisse vor ihren Mitbrüdern auszeichnen, und nur nach der Verfassung unsers Landes und aus Mangel an Unterstüzzung diese ihre Kenntnisse für ihre Zeitgenossen nicht wohlthätig machen können, ohne die halbe Nazion umzuschaffen, oder im Kampf gegen Trägheit, Anhänglichkeit am Alten, und gegen tausend Vorurtheile zu erliegen. Ich spreche nicht von denen, die den Werth der Wissenschaften einsehen, ihre Kenntnisse durch Lektüre zu vermehren suchen, und keinen Aufwand scheuen, um ihre Kinder zu guten Menschen und nüzlichen Weltmitgliedern zu bilden.

Unter dem hiesigen Adel, der sich durch Geburt jährlich mehret, und durch diese Vermehrung, da ihm im Lande fast alle Erwerbsquellen verstopft sind, immer ärmer wird, würden viele sehr gerne Försterstellen, die ihnen lebenslängliche freie Wohnung und Unterhalt gewähren, annehmen. Die schlechteste Forstei trägt, alles berechnet, dreihundert, manche sechs, acht und

mehrere hundert Thaler, und da alle diese auch Land haben; so kann der Ertrag dieser Stellen durch ökonomische Verbesserungen noch einträglicher gemacht werden. So könnte manche gesunkene Familie, die jezt ihr Brod mit Kummer ißt, aufgeholfen, und ihr hartes Schikſal verbeſſert werden. — Wenn's auch jezt einmal einem dürftigen Adlichen gelingt, eine kleine Fürſtliche Pachtung zu erhalten; ſo iſt ſie doch nicht auf immer, und ſind die Pachtjahre verlaufen, ſo iſt der Edelmann oft in Gefahr, aus Mangel einer Wohnung, auf der Straße bleiben zu müſſen; eine Forſtſtelle aber iſt eben ſo gut, als ob er ein Gut von zehn und mehrere tauſend Thaler Werth zeitlebens beſäße.

Meine Behauptung: daß die vornehmern Stände immer ärmer werden, iſt keine grundloſe Behauptung. Durch die Vermehrung der höhern Stände wird das Erbvermögen durch die vielfache Theilung ſehr verringert. Mit lobenswürdigem Eifer legt ſich jezt der Adel auf die Erlernung der Rechtswiſſenſchaft, (wenige wählen Medizin, und noch wenigere Theologie zu ihrem Studio, im leztern iſt überhaupt die Zahl der armen Studirenden ſehr groß) und ihre mannigfaltigen Zweige.

So lange wir noch die jezzige Forſtwirthſchaft bei-

behalten, so lange wird man diesen Vorschlag zur Versorgung des dürftigen Adels doch wohl nicht mit dem Einwurf: daß der Edelmann keine Kenntnisse des Forstwesens habe, widerlegen und entkräften wollen. So viele Kenntnisse, wie die hiesigen Förster haben, wird er doch sicherlich besizzen, da viele unbegüterte Edelleute durch Erziehung und Lektüre sich gebildet haben, und was unsere Förster jezt sind, Aufseher über die Wälder, mehr darf er auch nicht seyn. Lokalkenntniß seines Forstritts mehr bedarf er nicht, und die erlangt man sehr bald. Selbst wenn der Edelmann, der um eine solche Stelle anhält, oder sie erhielte, auch nie eine Flinte losgedrükt hätte, so kann er durch eigene Domestiken, oder durch die Buschwächter, zu der gehörigen Zeit der nöthigen Jagd wahrnehmen lassen. Alle eingeborne Bürgerliche, die Forstwissenschaft sistematisch erlernen, müßten gleichfalls auf Forstversorgungen nicht nur Anspruch machen können, sondern sie auch, wenn sie die nöthigen Kenntnisse besizzen, erhalten, weil es hier nicht auf Geburt, sondern auf Vaterlandswohl ankommt. Die Wildnißbereutereien, die mit Land und Buschwächtern versehen sind, und durch fleißige Bearbeitung sehr verbessert werden können, sollten denn den Fürstlichen Jägern noch immer hin-

längliche Belohnung für ihre Jagd- und Tafeldienste seyn, da ihr Ertrag doch zweimal größer als die Besoldung eines Hofjägers, und der Dienst selbst weniger beschwerlich ist. Uebrigens ist's doch bei Gott billiger — man dehne seinen Kosmopolitensinn auch noch so weit aus und umfasse mit hohen Liebesgefühlen auch die ganze Menschheit, dem Eingebornen, der's bedarf, dem die Geburt zum Anspruch auf Vaterlandsversorgung diplomatisirte, aufzuhelfen, als dem Fremden, der kein ander Verdienst hat, als daß er Ausländer ist, und nachher den Landeskindern Hohn spricht, zu versorgen. Will man aber ernstlich für die Wiederherstellung und Verbesserung einer vernünftigen Forstkultur sorgen; so berufe man Männer von wahren Forstkenntnissen ins Land, und kein Einländer wird deren Versorgung und Anstellung unrecht finden, Verstand und Kenntnisse nöthigen einem Ehrfurcht und Huldigung ab, und diese darzubringen, hat sich der Kurländer nie geweigert. Alle Ausländer, die hier durch Versorgung und durch Ehe naturalisirt sind, würden das doch nicht billig finden, wenn Ausländer ihren Kindern vorgezogen werden sollten, sie würden gewiß gegen diesen Mißbrauch sehr eifern, wenn sie auch gleich jezt die Stellen, die sie bekleiden, im individuel-

len Bezug auf sich selbst, theils anständig finden, theils als ein Gut betrachten, das ihnen platterdings als Männer, die an Verdiensten die Eingebornen übertreffen, ertheilet werden mußte.

Wie angenehm ist für jeden Patrioten die Aussicht, daß unter der jezzigen glüklichen Regierung die Forstwissenschaft von ihren Mängeln befreiet, ihr Nuzzen erweitert und so die Waldungen unzerstörbar gemacht werden!

III. Ueber Holzkultur.

Ueber unsere Waldwirthschaft, über unsere Förster kein Wort — dem Kranken seys genug, zu wissen, daß er krank sey, wichtiger für ihn ist die Anzeige und Kenntniß der Genesungsmittel. So wie nun die Mittel, die am schnellsten und wirksamsten helfen, die erste Aufmerksamkeit verdienen; so will ich auch hier nur von diesen reden. Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, weitläuftig zu seyn, noch hier die Lehre vom Anbau der ein- und ausländischen Hölzer, oder der wilden Holzkultur; von der Saat und Auferziehuug der Waldhölzer, von der Natur und Eigenschaften der Holzarten selbst, von den Schlägen und Gehauen, vom Abtheilen der Bäu-

me und der mancherlei Nuzzungen der Wälder vorzutragen. Für diejenigen Leser, die über diese Gegenstände Unterricht wünschen, wird man nächstens ein vollständiges Verzeichniß der Forstliteratur liefern, wo sie alsdann die Anzeige aller der Werke, die sie über alles belehren können, finden werden.

Jezt nur in gedrängter Kürze etwas von den ausländischen und einheimischen schnell wachsenden Holzarten, ihrer Erzeugung, Anpflanzung und Vermehrung.

Unsere Wälder sind verwüstet, und wenn die jezzige Holzwirthschaft beibehalten würde, so würde es der Nachwelt an Nuz- und Brennholz fehlen, oder sie würde für beides ungeheure Preise zahlen müssen. Durch Anpflanzungen können die Gegenden, die jezt holzarm sind, wieder Holz erhalten! Die Baumarten, die vermittelst ihres außerordentlichen geschwinden Wachsthums, in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe und Stärke gelangen, auf mittelmäßigem und selbst schlechtem Boden, wenn lezterer nur etwas feucht liegt, vortreflich fortkommen, auf die leichteste Art angepflanzt und vermehrt werden können, und dennoch eine große Benuzzung und Brauchbarkeit gewähren — verdienen zuerst genannt und empfohlen zu

werden. — Diese Vortheile findet man bei den ausländischen Pappeln vereiniget. Keine Holzart kann man in so kurzer Zeit zu Bau- und Brennholz aufbringen, als folgende vier Arten. Zuerst verdient die Kanadische Pappel (Populus Canadensis Lin.) genannt zu werden. Sie pranget mit sehr großen und starken Blättern an röthlichen Stielen, und ist in Ansehung der Dauer, Härte, Schönheit und Wuchs, die vortreflichste und beste aller Pappelarten. Ihr Wachsthum ist unter allen der schnellste. Ihre Steklinge erreichen im feuchten Sandboden in zwei Sommern die Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß. Man hat fünfjährige Stämme, die über dreißig Fuß hoch und gegen sechs Zoll im Durchmesser halten. Nach Verhältniß dieses Wuchses erreicht sie in zehn bis zwölf Jahren eine ganz ausnehmende Höhe und Stärke, und da ihr Holz ziemlich dicht und fest ist; so kann man es als Nuzholz zu Stubendielen und innerm Fachwerke brauchen. Die Anpflanzung dieser Pappel ist um so mehr zu empfehlen, da sie in unserm Klima nicht leidet, sondern aller Witterung und Kälte trozt. Zärtlicher und daher weniger zu empfehlen ist

Die lombardische Pappel, italiänische Piramiden Pappel, (Populus italica) ihres Wuchses

wegen so genannt. Sie hat sich in Pommern und Westpreußen in den kalten Wintern 1784, 85, und in den noch strengern 88 und 89 erhalten. Sie erreicht in mittelmäßigem Boden in funfzehn bis zwanzig Jahren eine Höhe von siebenzig bis achtzig Fuß und eine Dikke von zwei bis drittehalb Fuß. Eine sechszehnjährige giebt schon schöne Baustämme zu Balken und Dachsparren, die die Festigkeit und Haltbarkeit der fichtenen und tannenen haben. Eine fünfundzwanzigjährige giebt Blökke zu den schönsten Brettern und Bauholz. In Frankreich braucht man dieses Holz zu Mastbäumen. Das Holz ist weiß und fein, und kann so als Lindenholz, zu Tischler und Dreherarbeit angewandt werden.

Die rothe Balsampappel, (Populus balsamifera) wächst ebenfalls zu einem hohen, starken Baum auf, und erreicht aus Steklingen in drei Jahren eine ansehnliche Höhe. Sie ist ausnehmend dauerhaft, von schönem Wuchs, ihre Knospen haben einen zähen gelben wohlriechenden Saft. *) Diese balsamischen wohlriechenden Bestandtheile sind schon im Februar in den Knospen enthalten, und sie verbrei-

*) Wie man aus den Blattknospen dieser Pappeln Balsam bereiten könne. (Halle's Magie 2ter B. S. 178.

tet daher im Frühjahr einen sehr balsamischen Geruch. Nicht blos wegen ihrer vorzüglich schönen und großen Blätter und ihres frühen Triebes verdient sie in schönen Gartenanlagen angepflanzt zu werden, sondern sie empfiehlt sich auch durch ihren schnellen Wachsthum und ihr dichtes und ziemlich festes Holz selbst zu Waldungen. Sie ist aus Amerika nach Europa gebracht worden.

Die karolinische Pappel, große Piramidenpappel, (Populus Carolinensis) übertrift auch an Schönheit, vortreflichem Ansehen, Härte gegen Frost, an Höhe und Stärke die italiänische, und wächst ebenfalls piramidenförmig und bewundrungswürdig schnell. Sie liebt, wie alle Pappelarten, feuchten Sand oder auch mit Thon vermischten Boden. Im guten fruchtbaren Boden ist ihr Wuchs verhältnißmäßig stärker und schneller als im geringen oder magern Sandlande. Alle auswärtige Gutsbesizzer, Förster, Oekonomen u. dgl. die diese Baumarten angepflanzt haben, können nicht genug die große Schäzbarkeit und Vortreflichkeit derselben rühmen Sie giebt ein gerades, hohes und starkes Bauholz, daher ihr Anbau nicht genug empfohlen werden kann. Ihre Anpflanzung muß durch Steklinge und nicht durch Saamen geschehen.

Durch leztern geht die Anpflanzung sehr langsam, und da er nur in Italien zur Reife kommt, so müßte man ihn sich von dort erst kommen lassen. Die Steklinge werden fürs erste zu drei Fuß im Quadrat, auf gegrabenem oder gut gepflügtem Lande, mit ihren untern Enden ein Fuß tief mit einer Krümmung oder gebogen in die Erde eingelegt, und den Sommer hindurch von Unkraut rein gehalten und auch bei sehr dürrer Zeit gut begossen. Nach drei Jahren werden die alsdann schon stark erwachsene Bäume an beliebigen Orten, in Waldungen, Gehägen oder Gärten am besten zu sechs Fuß im □, dagegen auf Landstraßen zu Alleen zu zwölf Fuß auseinander gepflanzet. **Bäume, die einheimisch sind und deren Ausbreitung befördert werden sollte.**

Die weiße Pappel, Silberpappel, (Populus alba) wächst an etwas feuchten Gegenden und blühet im April. Sie schießt gleichfalls schnell auf, aber ihr Wachsthum endiget sich mit dem zwanzigsten Jahre. Oft hat eine zwölfjährige Pappel die Dikke eines Menschenkörpers. Ihre Rinde ist glatt und grau. Die Blätter haben zweizöllige Stiele und sind mit einer zarten Pflanzenwolle bedekt, von oben glänzend dunkelgrün, von unten blendend silberweiß. Die weiblichen mit

seidenfarbigen Schuppen versehene Blühtzapfen fallen im Junius ab, und streuen den reifen Saamen weit aus. Die Blühtkäzchen sind röthlich mit einem becherförmigen Saftbehältnisse versehen. Ihr schneller Wuchs und die Schönheit ihrer Blätter empfiehlt diese Pappel zu schattigen Spaziergängen, und die frühe Blühte gewährt den Bienen eine angenehme und reiche Nahrung. Die Pappelasche enthält viele Eisentheile, und deswegen möchte ich sie nicht bei Verfertigung der Hausseife empfehlen. Tiefer als diese Pappel wurzelt

Die Schwarzpappel, (Populus nigra). Sie kommt in jedem Boden fort und wächst gleichfalls geschwind. Die Blätter sind beinahe dreieckigt, dik, hellgrün und glänzend. Seine gelbe Frühlingsknospen enthalten ein wohlriechendes Balsamharz, und werden in den Apotheken zur Pappelsalbe, die vielleicht von allen Salben und Pomaden den Haarwuchs am besten befördert — angewandt. Man pflanzt sie durch Schnittlinge fort. Eben so sollte man in holzarmen Gegenden auf die Verbreitung und Schonung

Der Zitterpappel (Populus tremula) oder Espe, die ein jeder kennt, halten. Man kann sie durch Sezlinge oder noch besser durch die häufige Brut,

die aus den Wurzeln welche sich oft zwölf Ellen weit ausbreiten, pflanzen. In dreißig Jahren erreicht sie ihr vollkommenstes Wachsthum und eine Höhe von funfzehn Fuß. Wo man an Holz Ueberfluß hat, wird sie nicht geachtet, aber da, wo Holzmangel ist, muß sie einen großen Werth erhalten, weil sie dauerhaft ist und schnell wächst. Ihr frisches Holz ist zum Ziegelbrennen das beste, weil es diesen mehrere Dauerhaftigkeit und eine bläulichte Glasur giebt. Wir haben noch immer sehr viele Mittel, unsere und unserer Vorfahren Sünden gegen Holz und Waldungen gut zu machen und uns den Dank der Nachkommenschaft zu sichern, wenn wir nur alle Weidenarten zu diesem Behuf anpflanzen würden. Die vorzüglichsten Weidenarten sind

1) Die **Buschweide** (Salix triandra, lett. Kahrklis) wird fünf Fuß hoch, kommt an Gräben, Dämmen und Morrästen am besten fort.

2) Die **gelbe Weide** (Salix vitellinæ) mit einer gelben Rinde, die die jungen Zweige haben. Die männlichen Käzchen haben einen sehr angenehmen Geruch und werden von den Bienen sehr häufig besucht. Das Holz ist besser als das der Buschweiden. Man muß sie acht Fuß von einander pflanzen; wenn

man sie nicht abstumpft oder abköpft, so wächst sie recht hoch, nur treibt sie dann nicht so viele Aeste.

3) Die Bandweide, Korbweide (salix viminalis, lett. Kasa wihtes) wächst strauchförmig und hat unter allen Weiden die längsten Blätter. Das Holz ist zähe. Am besten läßt sie sich durch Stekreiser fortpflanzen. Diese Bandweide giebt die mehreste und beste Wolle von allen übrigen Arten. Man hat in Deutschland angefangen die Wolle der Weidarten und weiblichen Pappeln, eben wie die Seide und Baumwolle zu benuzzen. Im Jahr 1765 wandte Herr Superintendent Schäffer die Pappelwolle zum Papiermachen an und erhielt das feinste Papier. Man verfertiget aus diesen Wollarten dauerhafte Hüthe *), die den Kastorhüthen an Güte und Dauer gleich kommen, an Leichtigkeit solche übertreffen, man macht daraus Watten, die leichter als die gewöhnlichen sind,

*) Der Churfürst von der Pfalz trug dieser Erfindung zu Ehren einen von Pappelbaumwolle verfertigten Huth. Außer Herrn Schäffer haben sich Heker in Berlin, Herzer und Fischer in Mannheim um die Benuzzung und Verarbeitung dieser einländischen Pflanzenwolle berühmt gemacht Eine Pappel liefert vierzig bis funfzig Pfund Baumwolle, gereinigt kostet das Pfund gegen dreißig Kreuzer (= 22½ ferd.), ungereinigt gegen achtzehn Kreuzer (= 13½ ferd.).

webt Strümpfe und verfertiget mit Baumwolle vermischt, verschiedene Zeugarten. Für uns Kurländer, die wir keine Manufakturen und Fabriken haben, auch solcher nicht bedürfen, da wir die Erzeugnisse nicht so wohlfeil werden liefern können, als wir sie von auswärts bekommen, kann diese Nachricht nicht anders interessant seyn, als in wiefern uns jede Erweiterung menschlicher Kenntnisse, jede nuzbare Erfindung, wodurch ein neuer Zweig der Industrie und Nahrung für unsre Mitbrüder eröfnet wird, angenehm seyn muß; bei uns hat sie nur als schnellwachsendes Holz Werth.

4) Die **Bruchweide, mürbe Weide** (Salix fragilis, lett. fehtas Wihtols) wächst an feuchten Oertern und erreicht eine ansehnliche Höhe. Ihre grünglänzende Zweige brechen leicht, daher ihr Name. Ihre abgekochten Wurzeln färben roth. Sie besizt Arzeneikräfte, die den der Quassia und China gleich kommen, dient gegen Wechselfieber, verstopfte Eingeweide und Erschlaffung der Fasern. Die Rinde schmekt wie bittre Mandeln. Fast gleichen medizinischen Nuzzen leistet die

5) **Weiße Weide** (Salix alba, lett. Wihtols) blüht im April und Mai, wächst bald als Strauch

bald als ein Baum. Sie ist die gemeinste Weidenart, zu Bepflanzungen die allernüzlichste.

Die Lorbeerweide, (Salix pentandra) lettisch (Blihgsne, Blihsne ar puhpuleem) hat eine gelbrothe Rinde, lange lorbeerartige steife unten grau oben glänzendgrüne, am Rande scharf gezähete Blätter, welche nebst den großen gelben männlichen Blühkäzchen wohlriechend sind. Sie behält auf ihren fingerlangen Fruchtzapfen die Wolle am längsten, sie reift im September und Oktober, da hingegen die übrigen Weiden schon im Junius und Julius ihre Baumwolle verwehen. Sie hat unter allen Weiden das härteste Holz, ihr Stamm fault selten. Die getrokneten Blätter geben eine schöne gelbe Farbe.

In einigen Gärten Kurlands zieht man den Akazienbaum*) (Robinia pfuedo acacia). Er verdient aber nicht blos auf Gärten eingeschränkt, sondern allgemein in Gehägen und an allen den Orten, wo man ihm einen guten und fruchtbaren Boden einräumen kann, angebaut zu werden. Diese Baumart übertrift nicht

*) Schottenkern auch Heuschrekken-Baum. Die vollständigste Geschichte dieses Baums, so wie die beste Anweisung zu seiner Anpflanzung, hat R. R. Medikus geliefert.

allein an geschwindem Wuchs alle unsere einländischen harten Hölzer, sondern auch ihr Holz ist von großer Güte und vortreflichen Eigenschaften. Sein Vaterland ist Nordamerika, und er kommt bei uns recht gut fort, wenn man ihn nur gegen Winde decken kann. Im Junius blüht er und seine Blühte hat einen Jasminartigen und sehr angenehmen Geruch. Seine Frucht sind schwarzbraune Saamenkörner in einer Schote. Sein Wuchs ist in gutem Boden *) stark, und er treibt in einem Jahre Aeste von vier bis acht Fuß lang. Nie nahen sich Raupen oder andere Insekten, um seine Blätter zu verderben, die immer ihr schönes lebhaftes Grün behalten und spät abfallen. Die Akazien erreichen in funfzehn bis zwanzig Jahren an vierzig Fuß Höhe, und liefern in zehn Jahren mehr Nuzzen als eine Eiche im dreißigsten. Einer der ersten deutschen Forstverständigen, Herr von Burgsdorf **) behauptet, daß sie in dreißig bis vierzig Jahren eine übermäßige Höhe und Stärke, nebst aller ersinnlichen Güte und Brauchbarkeit des Holzes erlangt, und hierin mit der

*) Doch ist jeder Boden für ihn angemessen, nur das im schlechten Boden sein Wuchs geringer ist.

**) Geheimer Forstrath und Churmärkischer Oberforstmeister. (Journ. aller Journäle. 16. 1790. S. 97.

Buche (Fagus sylvatica) gleichen Rang habe. Das Holz der Akazie ist gelblich zähe und biegsam, mit einer braunen Rinde und an den Zweigen jedesmal mit zwei oder drei langen Stacheln versehen, schön fest und härter als Eichenholz, welches ihren großen Werth bei so geschwindem Wachsthum ganz vorzüglich erhöhet. Es ist zu den dauerhaftesten Zimmer- und Tischlerarbeiten als Nuz- und Brennholz immer eins der besten Holzarten. Die Blätter geben ein sehr gesundes Schaaffutter. Ihr Anbau geschieht am besten aus Saamen, welcher Anfangs Mai in gut zubereitetem Boden ausgesäet und einen Zoll hoch mit Erde bedekt wird. Der Saamen geht spätstens in sechs Wochen bei genugsamer Feuchtigkeit auf, und die Bäumchen wachsen im ersten Jahr zu ein und zwei Fuß in die Höhe. Wenn solche nach Verlauf einiger Jahre eine genugsame Höhe und Stärke erreicht haben, um versezt werden zu können; so pflanzt man sie am besten zu sechs Fuß □, wenn man gutes Nuzholz erreichen will. Nach achtzehn Jahren können aus einem Stamm in gutem Boden neun bis zehn Zoll breite Bretter geschnitten werden. Aus den sich weit und breit ausdehnenden Wurzeln treiben viele Schößlinge, die auch alsdann gut fortgekommen sind, wenn man

den Baum selbst ausgegraben hat. Man kann die Schößlinge jährlich köpfen. Das Holz giebt ein schnelles heftiges Feuer und anhaltende Kohlen. Die Pfähle von solchem Holze verfaulen in der Erde nicht so leicht als anderes. Weil er sehr biegsam und zähe ist; so machten die alten Einwohner in Karolina ihre Bogen aus diesem Holze, und wir könnten ihn auch, um dieser Eigenschaften wegen, zu Femerstangen (lett. Ilkis) gebrauchen.

In Frankreich zieht man ihn sehr häufig theils zu Hekken, theils zu Weinpfählen. Aus seinem Saamen preßt man Oel. Die Anpflanzung dieses Baums kann nicht genug empfohlen werden. Unser Klima erträgt er, und sind nicht alle unsere Fruchtbäume aus warmen Klima zu uns verpflanzt worden, so gehört der

Roßkastanienbaum (Aesculus Hyppocustanum) der in der Levante und Türkei einheimisch ist, gleichfalls zu den Bäumen, die die Anpflanzung verdienen. Bis jezt sieht man ihn blos in Gärten, vor wenig Hausthüren in den Städten und auf dem Lande. Es ist ein prachtvoller Baum, den Clusius aus dem nördlichen Asien um die Hälfte des sechszehn-

ten Jahrhunderts nach Wien, neun Jahre später, (1559) nach Prag gebracht, und so dem übrigen nördlichen Europa mitgetheilet hat. Er gehört zu den Bäumen, die gleichfalls eine ausgebreitete Anpflanzung verdienen. Er ist gegen Ende des vorigten Jahrhunderts zu uns gekommen und zuerst im Windauschen bekannt geworden. Er ist zur Zeit seiner pyramidalischen Blühte ein prachtvoller Baum. Da ihn meine Leser schon alle kennen; so will ich seine äußere Beschreibung weglassen. Man zieht ihn am besten aus seinen Nüssen, die in stumpf-eirunden stachlichten grünen Kapseln, welche drei Fächer haben, eingeschlossen sind, und die, wenn sie reif sind, aus der aufgesprungenen Kapsel herausfallen. Diese Nüsse hebt man im Winter am besten in gutem trokkenem Sande auf und säet sie im Frühjahr zeitig aus. In kurzer Zeit *) und fast ohne alle Wartung erwächst er zu einem hohen Baume, der den angenehmsten Schatten schenkt, ohne Schaden für seine Dauer und Wachsthum sich seine Aeste, die nicht gefallen, berauben läßt, und über hundert Jahr alt werden kann. Seine

*) Im ersten Sommer werden sie einen Fuß hoch, ihren Trieb vollbringen sie aufs ganze Jahr in drei Wochen, so daß man sie fast wachsen sieht.

Früchte enthalten einiges Oel, man hat um deswillen versucht sie zu pressen. Diese Mühe ist aber nicht belohnt worden, denn die Quantität des Oels war sehr geringe, hatte einen schlechterdings unerträglichen Geruch, und sein einziger Vorzug bestand darin, daß er auch in der strengsten Kälte seine Flüßigkeit nicht verlor. Die Kastanien sind ein gutes Futter für Ziegen, Schaafe und Schweine, werden darnach sehr fett, nur muß man ihnen, damit leztere sie fressen, ihre Bitterkeit benehmen *) und denn kann man sie auch dem Mastvieh und Kühen geben, wodurch sie merklich zunehmen. Dem tragenden Vieh sind sie schädlich. Man giebt sie auch den Pferden wider das

*) Man nimmt eine Tonne ungelöschten Kalk, schüttet ihn in ein Gefäß und gießt zwanzig Garniz (zwei Stof) Wasser darauf. Wenn nun der Kalk gelöscht ist, so läßt man das Wasser durchlaufen und kocht die Kastanien, an denen man vorher kleine Einschnitte gemacht hat, so lange in diesem Kalkwasser, bis sie weich sind. Dann reißt man ihre braune Schale ab und mengt sie gequetscht oder gestampft unter das Viehfutter. Anfänglich giebt man nur wenig, bis sie es gewohnt werden, zuletzt fressen sie es sehr gerne, und dieses Futter trägt viel zu ihrer baldigen Fettigkeit bei. Die Schaafe fressen sie roh, wenn sie nur gestampft und mit anderm Futter vermischt sind.

Keuchen ein, in dieser Absicht brauchen die Türken sie als Universal- und Vorbeugungsmittel gegen dieses Uebel, und mischen sie unter dem Pferdefutter, und daher haben sie ihre Benennung erhalten. Ich halte sie würksamer gegen die Würmer der Pferde und als Stärkungsmittel bei Stuten, nach schwerer Geburt. Wichtiger ist der medizinische Nuzzen des Baums für die arme Menschheit, und das müßte wohl der stärkste Bewegungsgrund für seine Anpflanzung seyn. Die Rinde nämlich giebt der Fieberrinde nichts an Kraft und Würkung nach, und ist also ein spezifisches Mittel *) gegen das Wechselfieber. Der berühmte Zanichelli entdekte es erst 1734 zu Venedig, und machte damit viele glükliche Versuche an fieberhaften Arzeneien. Sabaret machte gleichglükliche Erfahrungen, aber nun kam dieses Mittel, wie mehrere wohlfeile Arzeneien, die man durch den Namen Hausmittel unter die niedere Klasse der Heilmittel sezt, in Vergessenheit. Peiper, ein geschikter Arzt zu Duisburg, gab eine Abhandlung von sechs Erfahrungen heraus, daß diese Rinde so antiseptisch als die peuvianische Rinde sey, und bei Fiebern gleichglükliche Würkungen leiste. Verschiedene andere Aerzte haben das nämliche behauptet, und keiner von

*) Antirandora 1. Stük. S. 443.

denen, die sie gebraucht haben, weiß von unangenehmen Folgen. Man wählt beim Wechselfieber, damit der Genuß der aufschwellenden gepulverten Rinden nicht Ekel erregen, den wässrigen Extrakt derselben. Bis jezt ist diese Rinde, soviel ich weiß, von kurländischen Aerzten, wenigstens in den Städten, nicht statt der China verordnet worden. In jeder Land- und Hausapotheke verdient sie aber eine Selle.

Noch ein Baum, dessen Anpflanzung schon im mitauischen Kalender *) empfohlen, ist nach unseren Provinzialbenennungen

Der Quitschen- oder Pielbeerenbaum **) (Sorbus aucuparva, lettisch Pihladsis, Zehrmaukšis.) Auch dieser ursprünglich europäische Baum nimmt mit jedem Boden, außer morastigen, vorlieb. Seine rothen Beeren, die in großen breiten schirmför-

*) Mitauischer Kalender 1794.

**) Vogelbeerbaum, Ebereschenbaum, Beereschen, Ebschbeerbaum, Faulesche, Scheeisenbeerbaum, Dohnenbeerbaum, Zippenbeerbaum, Waldeschen, Ebschen, Eschrusel, Arschrösel, Aressel, Maasbeer, Gureschbaum, wilder Sperberbaum, sind die auswärtigen Provinzialbenennungen, der erste aber sein eigentlicher und am mehresten bekannter Name.

migen Büscheln hängen, erheben die Schönheit desselben. Im Mai trägt er seine weiße wohlriechende Blühten und im August seine reife Früchte. Seine gefiederten Blätter, die denen der Esche ähnlich sind, geben gerieben einen unangenehmen Geruch. Man kann ihn aus den Beeren, aus den Sprößlingen und jungen Zweigen fortpflanzen. Er kommt besser fort, wenn man ihn in der Baumschule aufzieht und nachher erst versezt, liefert auch größere Frucht. Sein Holz ist dauerhaft, fault nicht leichtlich, arbeitet sich sehr glatt, hat eine schöne Farbe, und dient zu Stellmacher- Tischler- und Drechslerarbeiten. Femerstangen von diesem Holze sind vorzüglich gut. Zu Alleen an Gärtenwänden und Zäunen giebt er zur Zeit seiner Fruchtreife nicht nur einen gefälligen Anblik, sondern er hat auch wenig Ungeziefer; man kann auch Kernobst auf ihn pfropfen. Die jungen ausgewachsenen belaubten Zweige können in der Gärberei wie die Eichenrinde gebraucht werden. Die Blätter geben ein gesundes Viehfutter. Die Beeren sind zum Droßelfangen unentbehrlich, mästen die Hühner, und in einigen Gegenden Deutschlands, wo sie häufig sind, füttert man mit ihnen Kühe und Schaafe. Sie geben aber auch einen

guten Brandwein. *) Ein Lof solcher Beeren giebt eben so viel als ein Lof Roggen, oder nach anderer Versicherung geben zwölf Pfund Beeren drei Pfund guten Brandwein. Die sauren Beeren lösen das Kupfer in den Brandweinskesseln auf, um deswillen müssen sie, des Grünspans wegen, nie dem Vieh oder Schweinen gegeben werden, die davon sterben können. Wenn man die Beeren preßt und den Saft gähren läßt; so kann man ihn als Zitronensaft brauchen.

Außer dem Anbau der genannten schnell und hochwachsenden sehr nuzbaren Laubhölzer, muß man in den holzarmen Gegenden auf den Anbau, und wo Holz vorhanden auf die Erhaltung unserer so wohlthätigen Nadelhölzer sorgen. Von unserer jezzigen Regierungsform, der wir schon so viele wohlthätige Einrichtungen und Gesezze zu danken haben, kann man auch eine uns bis jezt mangelnde Forst- und Jagdpolizei-

*) Chemisch praktische Regeln vom Fruchtbrantweinbrennen nebst einer neuerfundenen Kunst Honig-Brantewein mit Vortheil zu brennen und zwar aus dem abgängigen Wachswasser, sammt Anhang von der besten Weise Zwetschen-Brantewein, Kirschgeist und Vogelkirschen-Brantewein zu brennen. Mit einem Kupfer. Frankfurt 1786.

ordnung erwarten, die auch die Polizei der wilden Holzkultur umfassen wird. So werden denn endlich unsere Wälder zwekmäßig gereiniget, vernünftig benuzt und wir so durch rechte Leitung der Holznuzzungen, und durch Holzanpflanzungen vor allem Holzmangel gesichert werden. Unter der ganzen Familie

Der **Nadelhölzer** ist kein Baum, der, als Bauholz betrachtet, so viele trefliche Eigenschaften in sich vereiniget und dessen Anpflanzung, da er uns mangelt, wärmer empfohlen werden kann, als

Der **Lerchenbaum** (Lerchentanne, Lerche, Lierbaum, Rothbaum, Pinus Larix), zwar giebt er im Herbst und Winter keinen schönen Anblik fürs Auge, da er wider die Gewohnheit der übrigen Nadelhölzer seine Tangeln im Herbst und Winter gänzlich verliert, allein er wächst dafür zu einem sehr geraden Stamme von funfzig bis achtzig Fuß, wurzelt sehr tief und trozt den heftigsten Sturmwinden. Seine Blätter sind klein, neun bis zehn Linien lang und grasartig stumpf, scheinen als ein Büschel gemeinschaftlich aus einem kleinen länglichten warzenförmigen Behält-

niß zu kommen, sind aber doch nach unten von einander abgesondert und stehen einzeln. Im April kommen seine neuen anfänglich hellgrünen zarten, sehr angenehm balsamisch riechenden Nadeln, wie auch seine Blühten, doch diese etwas eher als jene, zum Vorschein. Leztere sind, wie bei allen bekannten Fichtenarten, männlich und weiblich, die von einem und demselben Baum getragen werden, aber doch auf ganz von einander abgesonderten Stielen und ganz verschiedenen Stellen des Zweiges sizzen. Der Kelch der männlichen Blühten fällt ab, die weiblichen Blühten, die auf einigen Stämmen gelblich, auf andern röthlich, und noch auf andern purpurroth gefärbt sind, bilden ein Zäpfchen, das von einem kelchartigen Blattbüschel herauskommt. Die Rinde des Baums ist röthlich, wird aber zulezt, wie bei den Fichten, rissig und rauh. Seine Zweige hängen, wie bei der Trauerbirke, von der Menge der Nadelbüschel und Zapfen niedergedrükt, hinunter. Die eirunden gelbröthlichen Stammzapfen sind im Oktober reif und haben einen sehr angenehmen Geruch. Der Baum liefert den venezianischen Terpentin und den Lerchenschwamm. Da aber bei uns das Harzreißen gar nicht Mode ist, und wir diesen Ertrag der Wälder gar nicht kennen, sondern unser nö-

thiges Harz, es sey nun weißes Geigenharz oder das braune Kolophonium, von auswärtig kaufen; so würden diese Eigenschaften wohl Niemanden zu seiner Anpflanzung bewegen, und ich empfehle ihn auch nicht ob seines medizinischen, sondern wegen seines ökonomischen Nuzzens. Sein mit harzigem Balsam durchdrungenes röthliches Holz, widersteht der Fäulniß und dem Wurm. Im Wasser wird er steinhart, fester als Erlen- und Eichenholz, und ist so für den Wassermühlenbau sehr wichtig. Unter allen Tangelarten ist er der einzige harte. Er ist viel leichter als Eichenholz, und trägt doch zehenmal mehr Last als die Eichen. Als Brennholz giebt er ein starkes, schnellwärmendes Feuer und seine Kohlen halten viel Gluht. Zu feinen Tischlerarbeiten ist er, um des vielen Harzes willen, wenn der Terpentin nie abgezapft worden, nie zu gebrauchen, weil sein übriger Balsam immer herausschwizt. Mit der Rinde kann man gelb färben. Oelgemälde auf diesem Holze sind unverwüstbar. Er wächst sehr schnell, oft in einem Jahre vier bis fünf Fuß und im Durchschnitt gewiß zwei Fuß. Man findet Stämme, wo unten der Umkreis über fünf und mehrere Fuß beträgt. Diese Eigenschaften mögen die beste Empfehlung zu seiner Anpflanzung seyn. Unser

Klima ist für ihn nicht zu kalt. Obgleich ansehnliche Waldungen von diesen Bäumen nur in Italien, Frankreich, Böhmen, Ungarn, Wallachei und andern südlichen und nordöstlichen Gegenden Europens anzutreffen sind, so findet man ihn doch auch im nördlichen Rußland.

Geoponika

eine

ökonomische Monatsschrift

für

Kur- und Lievlands Bewohner.

Ersten Jahrgangs Zweites Stük.

August 1798.

I. Ueber Gärtnerei.

Auch ein Auszug aus einem Briefe an den Professor F*. in K*.

Gartenbau und Obstzucht, besonders leztere, werden bei uns theils ganz vernachläßiget, theils sind sie, wo man auch etwas auf sie wendet, noch sehr von der Vollkommenheit zurük, die sie erhalten können und müssen. Auf dem Lande, wenige Höfe ausgenommen, schränkt man sich blos auf den Anbau der nöthigen Küchengewächse ein. Es giebt Gegenden, wo der Bauer, außer Kohl, Rüben und Kartoffeln, kein anderes Gartengewächs erzieht, so vortheilhaft auch für ihn der Gartenbau seyn würde. Bei manchen adlichen Höfen, Pastoraten und Forsteien frägt man vergeblich nach einem Baumgarten. Ein von Unkraut verwilderter und schlechteingezäunter Plaz, in dem einige schlechte Kirschenbäume und etliche Aepfelstämme, vergesellschaftet mit einigen Stachelbeeren (Ribes grossularia) und Johannisbeersträucher, stehen, ist der

Obstgarten. Fast auf allen Kronsgütern findet man ihn in solcher Gestalt. Bei den mehresten Pastoraten ist er in eben der traurigen Gestalt, ja manche konnten sich so wenig von dem Nuzzen eines Obstgartens überzeugen, daß sie alle die wenigen Bäume, die an ihren Häusern standen, niederhauen ließen. Was soll man nun von unwissenden Bauern verlangen, wenn die, die ihm in Anbau und Veredlung des Obsts Rath und Beispiel seyn sollten, den Obstbau, statt ihn zu befördern, vernichten. Zwar findet man in einigen Gegenden bei jedem Bauergesinde Obstbäume, aber der Bauer denkt weder an ihre Vermehrung noch Verbesserung, und selbst diese wenige Obstbäume hat man der Sorgfalt der Vorfahren nicht der Zeitgenossen zu danken. Unser Gartenbau wird eben so leicht behandelt. Wir haben Höfe, die geschikte Gärtner halten, und wo der Gartenbau nach den besten Regeln betrieben wird, ihrer sind aber auch nur sehr wenige im ganzen Lande. Von Gärten, die man auswärts nur mittelmäßig finden würde, die in Deutschland jeder etwas begüterte Edelmann noch schöner aufweisen kann, spricht man hier, als wären sie die ersten im großen englischen Geschmak prachtvoll angelegten Gärten. Mitau ist die einzige Stadt, die einige Gärten hat. Den

schönsten dieser Gärten widmete der Besizzer desselben, Sr. Excellenz der Russisch Kaiserl. Etatsrath, des Maltheser und Pfälzischen Löwenordens Ritter H. von Offenberg dem Publiko, machte aber die traurige Erfahrung, daß der Werth dieser Bestimmung nicht allgemein erkannt wurde. Durch Kinder, Bediente und Hunde die von ihren Herren mitgenommen wurden, geschahen vielfältige Beschädigungen, die manchen andern Besizzer gewiß bewogen hätten, seinen Garten nicht mehr dem Publiko zu öfnen.

In Libau sind nur die Gärten des dänischen Konsuls und der Garten eines Hauses, das, wo ich nicht irre, der Herr Hof- und Zollrath von Stanecke bewohnt, diejenigen, die denn noch Gärten genannt werden können, inter cœcos luscus rex, so eine traurige Figur sie auch mit den Gärten im schönen Hollstein machen würden. Die übrigen Gärten Libaus, so wie die Gärten aller übrigen Städte Kurlands, verdienen keiner Aufmerksamkeit. Ja selbst Küchengewächse werden bei uns dürftig angebaut. In Liev- und Ehstland hat die Gartenkunst, so wie die Baukunst, mehrere Verehrer. In Riga sind einige recht gut gelegene und eingerichtete Gärten. Im Ganzen wohnen Lievlands Gutsbesizzer und Prediger

angenehmer und geschmakvoller, als die Kurländer dieses Standes.

Nach diesem können Sie sich ihre Frage, „wie es mit der hiesigen Gärtnerliteratur steht“? selbst beantworten. Wir haben bis jezt noch kein eigenes für Kur- und Lievlands Klima und Boden geschriebenes Gartenbuch, weder deutsch noch lettisch; so nöthig auch, besonders für den Letten, ein Buch solchen Inhalts wäre. Es ist deswegen zu wünschen, daß diesem Mangel recht bald durch ein Buch abgeholfen würde, das die Grundsäzze und Regeln in der Kultur aller Küchengewächse enthielte, die Erziehung, Versezzung, Veredlung, Behandlung, Pflege der Obstbäume, die praktische Behandlung im Pflanzen, Kopuliren, Okuliren, Pfropfen der Obstbäume lehre. So lange, bis diesem Bedürfniß abgeholfen wird, empfehle ich Wilke's Regeln der Küchengärtnerei, ein Buch, das in einer sehr gedrängten Schreibart, dennoch mit der größten Deutlichkeit, die besten Anweisungen zur Behandlung aller Küchengewächse und einheimischer Gewürzpflanzen enthält, und nur mit der geringen Abänderung, daß man die darin bestimmte Zeit der Aussaat, je nachdem die Jahreszeit und Witterung ist, etwa um acht bis zwölf Tage später ansezt. Bei

jeder Pflanze findet man ihre verschiedene Namen, Zeit der Aussaat, Boden, Düngung, Verpflanzung, übrige Pflege und Wartung, Saamenerziehung und ökonomischen Gebrauch, nebst einigen Vorschriften, wie etliche Pflanzen zu verschiedenen Speisen bereitet werden können. Was dieses Buch auch mit empfiehlet, ist sein niedriger Preis. Wir haben größere sehr vollständig geschriebene Werke, aber sie sind kostbar *) und die Anwendungen ihrer Vorschriften erfordert bei uns sehr viele Abänderungen. Das Studium der Theorie in der schönen Gartenkunst und Regeln von Verschönerung der Natur um Landwohnungen, bedürfen unsre Kurländer nicht. Wir sind so sehr Verehrer der Natur, daß wirs für Sünde achten, etwas zu ihrer Verschönerung anzuwenden. Unser gute Geschmak und die Liebhaberei der schönen Gartenkunst thut bei uns sehr langsame Schritte, wie das die schon erst gerügte traurige Beschaffenheit unserer Theorie

*) Z. B. Probst Lüders Schriften als Briefe und Anleitungen zu Küchen- Blumen- und Obstgärten, die in Hannover und Lübek von 1777 bis 81 herausgekommen, kosten fünf Rthlr., und Philipp Millers Gärtnerlexikon nebst den Kupfern, kostet neun und vierzig Rthlr., und von Joh. Friedr. Mayers ökonomische Feld- und Gartenschriften ist der Preis acht Rthlr.

und Praxis des Küchengartenbaus sattsam beweiset, wiewohl mancher vielleicht das Gegentheil glaubt und behauptet, dazu gehöret der Herr Verfasser des Aufsazzes: Das Landleben, (mitauische Monatsschrift, September 1784 S. 277.) der nur in dieser einzigen Stelle etwas mit seinem Lobe zu frühzeitig ist. Die Eroberer und ersten deutschen Bewohner des Landes, Mitaus Erbauer, haben ihre Schlösser, Burge und Höfe in den romantischen Gegenden angelegt, und was Natur nicht gab, das lieferte Kunst. Kriege und die Allgewalt der Zeit, die man durch Ausbesserung baufällig werdender Stellen nicht entkräftete, zerstörten ihre Schlösser und die nahen Obst- Frucht- und Thiergärten; Haine und Gehäge sind verwüstet. Nur wenige Schlösser, z. B. Grobin und Windau, stehen noch, und selbst diese würden sich in einem bessern Zustande befinden, wenn man ihre sich nähernde Auflösung durch Reparatur gehindert und verzögert hätte. Es wäre doch wahrlich eine Art von Dankbarkeit gegen die Vorfahren gewesen, wenn man ihnen noch hie und da ein Denkmal ihres Naturgefühls und ihres Geschmaks erhalten hätte. Die Ruinen zeugen eben nicht zur Ehre der Nachwelt, daß die eine unserer Grundkräfte, das Gefühl des Schönen,

bei ihnen ihrer großen Bestimmung weit näher war, als bei uns, die wir in Bauart, in Benuzzung der schönsten Stellen zu Hoflagen, und in der Verschönerung der Natur tief unter ihnen stehen. Das beste Mittel, sich in der Gärtnerkunst einen richtigen und feinen Geschmak zu erwerben, ist das Studium der Schriften des für diese Kunst zu früh verstorbenen Königl. dänischen Justizraths Hirschfeld, der der erste Deutsche war, der der Gartenkunst den längst verdienten Plaz unter den schönen Künsten erwarb und anwies.

Ueber das Studium der Oekonomie.

Fortsezzung.

Nachdem der Herr Professor Borowski in der Vorrede gesagt, daß man schon längst auf Mittel und Anstalten gesonnen, wodurch die Landwirthe zu richtigen und ausgebreiteten Kenntnissen im ganzen Umfange der Landwirthschaftswissenschaft gelangen könnten: so glaubt er, daß nur die Schwierigkeiten, die mit der Errichtung einer solchen Anstalt, deren Einfluß auf die praktische Landwirthschaft, dieser so ehrwürdigen und wichtigen Beschäftigung so unleugbar stark und sichtbar seyn

würden, unzertrennlich verbunden sind, die wirkliche Gründung eines solchen Instituts verhindert hätten. So groß nun auch der Umfang und so viel sagend nun auch die Erfordernisse eines solchen Instituts sind, und H. P. B. es nur zu sehr überzeugt ist: daß er nicht im Stande sey, allen diesen Erfordernissen durch sein oben gedachtes Institut abzuhelfen, so schmeichelt er sich doch etwas Nützliches für die Landwirthschaft zu leisten, wenn er auch nur der großen Bedürfniß für Oekonomie und Oekonomen in der Art abhilft, daß er durch eine besondere Lehranstalt Gelegenheit darbietet, zu gründlichen und richtigen Kenntnissen in dem ganzen Landwirthschaftswesen zu gelangen. Zu dieser Hofnung von dem großen Nuzzen dieses Instituts, berechtiget ihn das Gefühl seiner eigenen, von Deutschland längst anerkannten Kenntnisse des Oekonomiefachs, seine vieljährige Bekanntschaft mit ökonomischen Gegenständen, seine durch Studium und Reisen erworbene ökonomische Einsichten, seine durch Betreibung einer eigenen praktischen Landwirthschaft gesammelten Erfahrungen die angeschaften Hülfsmittel zum ökonomischen Studium und einige Anlagen und Einrichtungen, die er selbst auf seinem Landgute Grenden gemacht hat.

Die Absicht dieser Lehranstalt ist, die wissenschaftlichen Kenntnisse der gesammten Landwirthschaft sowohl nach richtigen Grundsäzzen und zuverläßigen Erfahrungen, als nach der wirklichen Ausübung bei denen verschiedenen landwirthschaftlichen Geschäften, in einer zusammenhängenden Ordnung vorzutragen und mitzutheilen.

Eine solche wissenschaftlich erlernte Oekonomie ist wohl ohnstreitig sicherer, gründlicher, fruchtbarer, umfassender und folglich für jeden sich bildenden Landwirth nüzlicher, als eine blos praktische Erlernung der Landwirthschaft, weil bei dieser leztern die mannigfaltigen Kenntnisse, die der Oekonom braucht, und die ihm nüzlich seyn können, nicht mitgetheilt werden, und selbst beim größten Durst eines Oekonomen, die Hülfsmittel zu dieser Erlangung ausgebreiteter Einsichten nicht überall vorhanden sind — —

Die Bestimmung der Lehranstalt ist blos für bereits ausgebildete und schon mit nöthigen Schulwissenschaften versehene junge Männer von achtzehn bis zwanzig Jahren, die ihrer eigenen Führung selbst überlassen und daher fähig und tüchtig sind, als Oekonomiestudirende bei der Universität zu Frankfurt an

der Oder aufgenommen und immatrikulirt zu werden. — Solche Studirende können seyn:

1) **Personen von Adel und anderm Stande**, die eigene Landgüter in der Folge selbst verwalten, zweckmäßige Einrichtungen darauf veranstalten und den größtmöglichsten Nuzzen aus ihren Gütern ziehen wollen. Mit welchen nothwendigen Kenntnissen sich diese versehen müssen, wird unten weiter angeführet werden. Bewegungsgründe genug für unsern jungen studirenden Adel, von dieser treflichen Anstalt Gebrauch zu machen, (deren Besuch auch unsern Theologen und jedem studirenden Kurländer, aus dem vorhin angezeigten Grunde, wenigstens so lange zu empfehlen wäre, bis die von **Sr. Kaiserl. Majestät, unserm glorreichregierenden Monarchen**, anbefohlene Errichtung einer Universität von dem Kur- Liev- und Ehstländischen Adel ausgeführt ist) da sie überdem dort die beste Gelegenheit haben, den Unterricht in der ökonomischen Botanik, dem Forstwesen, der Landbaukunst, der ökonomischen Phisik, Kenntnisse, die ihnen beides Nuzzen und Vergnügen gewähren, zu erhalten.

2) **Personen, die sich den Kameralgeschäften und Kameralbedienungen widmen wollen.** Daß solchen das Studium der Oekonomie unentbehr-

lich ist, und über welche Hülfs- und Hauptwissenschaften sie Vorlesungen hören müssen, wird in diesem Abschnitt weitläuftig auseinander gesezt.

3) Personen die sich zu künftigen Domainenbeamten, Generalpächtern, Administratoren und Inspektoren großer Landgüter, folglich zu eigentlich wissenschaftlichen Oekonomen bestimmen und sich dazu tüchtig machen wollen.

Domainenbeamte haben wir nicht und die Oekonomiekenntniß unserer Amtsverwalter, Administratoren und Inspektoren ist auch schon gezeichnet. Für Personen dieses Standes wäre also dieses Institut nuzlos? Ja! so lange der Adel seine Disponenten und Amtsverwalter wie bisher aus dem Bedientenstande nimmt. Nein! so bald nur Besizzer großer ansehnlicher Güter die Disposizion derselben Männern von Einsicht und ökonomischen Kenntnissen anvertrauen, so würde die Oekonomie nicht nur zwekmäßig verwaltet, sondern auch den Mitgliedern aus den höhern Bürgerklassen ein neuer Nahrungsstand und Erwerbsquelle geöfnet werden. Die Zahl der studirenden Bürger mehrt sich jährlich; diese Männer erwählen entweder Arzenei oder Rechtsgelahrtheit oder Theologie zu ihrer Brodwissenschaft, allein nicht bei allen, besonders bei der

lezten Klasse wird der Wunsch, sein Brod in seinem Eigenthume zu essen, erfüllt. Bei dem Arzte hängt die nachherige Beschaffenheit seines ökonomischen Zustandes von seinern Kenntnissen, seinem Glükke und seinem Rufe ab. Des Juristen seine Einnahme hängt, wenn er Sachwalter ist, von seiner Geschiklichkeit und dem Zutrauen des Publikums ab. Der übrigen für den Juristen eigentlich bestimmten Stellen, sind sehr wenige und stehen mit der Zahl der die Rechtestudirenden in gar keinem Verhältniß. Noch unverhältnißmäßiger ist die Zahl der geistlichen Expektanten, die noch täglich durch ins Land kommende Ausländer und denen ungern Theologiestudirenden vermehrt wird. Da hier (wenige Ausnahmen) die Erblichkeit der Pastorate, entweder an männliche oder weibliche Deszendenze herrschend geworden, der öffentlichen Schullehrerstellen im ganzen Lande nur siebenzehn, und besondere Organisten (dazu doch auch nicht immer Studirte genommen werden) sechs sind, und auch diese Aemter oft an Ausländer gegeben werden, so bleibt aus diesem und dem juristischen Fache ein immer sich jährlich vergrößernder Theil unversorgt, der sich denn, so lange es die Kräfte erlauben, mit dem Unterricht der Jugend beschäftiget. (Ehedem

waren hier in den Herzogthümern Kurland und Semgallen sechs und neunzig eigentliche Pastoratswidmen, jezt sind nur neun und siebenzig, da siebenzehn theils eingezogen theils mit andern verbunden worden. Prediger sind jezt acht und vierzig Krons, ein und dreißig adliche, zwey Prediger zu Libau, die aber ohne eigentliche Pastoratswidmungen sind und auf Gehalt stehen und welche, nebst noch drei Diakonen, von den Städten zu Libau, Mitau und Bauske berufen werden. Das ganze Personale der Lutherischen Geistlichkeit besteht jezt aus sieben und neunzig Prediger, zehn Adjunktos und drei Vikare nicht mitgerechnet. Kirchen sind katholische zwanzig nebst zwei Bethäuser, lutherische hundert und acht und vierzig und ein Bethaus, eine Kirche und ein Bethaus sind reformirt, zwei Kirchen gehören den unirten Griechen und zwei sind orthodox griechisch oder russisch. Der Piltensche Kreis hat jezt sechszehn Prediger, ehemals neunzehn, sechs und zwanzig lutherische Kirchen, davon einige nicht mehr gebraucht werden, und eine katholische Kirche). Wenn auch nun diese Kandidaten, die, wie man sagt, ihre Kollegia absolviret haben, den ökonomischen Wirkungskreis nicht erwählten, (und doch wie so mancher Kandidat würde gern Oekonom werden), so würde doch

den künftig studirenden Kurländern eine neue wissenschaftliche Laufbahn, die, meines Wissens, noch bis jezt nur ein bürgerlicher Literator in Kurland betreten, eröfnet. Vertraut der Adel nun diesen Männern Güter-Verwaltungen an, versagt man dann einem solchem Subjekte nicht die Achtung, wozu ihm seine Kenntnisse und literarischer Rang berechtigen; so werden beide, Adel und Bürger gewinnen. Ersterer durch regelmäßige, mittelst theoretischer und praktischer Anweisungen fleißig erlernten Verwaltung seines Gutes, Vermehrung seiner Einkünfte, durch ächte Wohlstandsbeförderung seiner Unterthanen, die dann weniger Mishandlungen erdulden würden, weil der gebildete Mann ihr Vorgesezter ist. Lezterer, indem er dem Staate sehr wesentliche Dienste, in einem Fache, dem er vielleicht ganz gewachsen ist, leistet; da er vielleicht als Jugendlehrer eine ganze Generazion verkrüppelt hätte, und jezt auch im Stande ist, durch eheliche Verbindung alles häusliche Erdenglük zu genießen. Freilich muß ein solcher Oekonom auch ein Gehalt bekommen, das ihn für seine gehabte Kosten entschädigt, und mit seinen Geschäften, seiner Thätigkeit und seinen Bedürfnissen im richtigsten Verhältniß steht; aber dafür ist der Vor-

theil auch weit größer als jezt, wo man dennoch dem Aufseher (denn wahrlich mehr sind ja bis jezt die Amtleute nicht) für sein mechanisches Wirthschaftsverfahren, vierzig bis hundert Rthlr., das Deputat nicht mitgerechnet, zugesteht.

Ich sagte kurz vorher: der Bauer würde weniger gemishandelt werden, und über diesen Ausdruk, der die Härte des hiesigen Bauernstandes zu bestätigen scheint, eine kurze Erläuterung. — Im Auslande glaubt man, durch einige Schmähschriften verführt, und aus Unkunde, welche Strafen bei uns statt finden, sehr irrig: daß der hiesige Bauer bedaurungswürdig ist. Der kurländische Bauer ist das aber nicht, er lebt glüklicher, als sein Nachbar gleichen Standes, und befindet sich nach Verhältniß weit besser, als der auswärtige freigeborne Landmann. Seine Frohndienste sind nicht so krafterschöpfend, daß er zu Hause blos ruhen müßte, um neue Kräfte zu sammeln, ihm bleibt, besonders da jezt unser gebildete Adel sehr von dem strengen Verfahren seiner Ahnen gegen ihre Leibeigenen nachläßt, Zeit genug zur Besorgung seiner eigenen Feld- und Hausarbeiten übrig. Diese Behauptung gilt jedoch nur da, wo der Bauer nicht durch unaufhörliche auf-

ſerordentliche Frohndienſte (Leezibas) zum eigenen Schaden des Herrn, aller Kräfte beraubt wird. Dieſe preiswürdige Gelindigkeit geben, leider! einige als Miturſache des ſinkenden Bauernwohlſtandes an. Das iſt ſehr irrig, die wahre Quelle iſt ſchlechte Erziehung des Landmanns und jene eingeriſſene Neigung zum Trunke, die freie Völker fremder Erdtheile entnervt, zu Sklaven der Europäer, und ihrer ſtarken Getränke gemacht und die grauſenvollſten Laſter erzeugt hat— das ſind die Urſachen des Verfalls der Bauern, und der geringen Bevölkerung. Die Prediger glauben dem Unweſen ſteuern zu müſſen, aber weder Poltern von der Kanzel, noch lettiſche Epigrammen werden den beabſichteten Zwek bewürken, ſo lange die Erbherrn neue Krüge errichten, die bei ſo vielen oder ſoll ich ſagen allen Gütern, einen ſehr anſehnlichen Theil der jährlichen Einnahme ausmachen. Sollten dieſe Blätter dem Ausländer in die Hände fallen; ſo könnte der leicht wähnen: daß etwa viele Reiſende (denn einer großen Volksmenge kann er's nicht zuſchreiben) zu dieſer Einnahme ſteuern. Wäre dieſe Meinung auch kein Irthum; ſo würde das doch nur von den großen an der Landſtraße liegenden Krügen gelten, da|hingegen die obige Behauptung auf alle

Krüge anwendbar ist. Der Bauer ist es, der auch hier seinen Herrn bereichert. Die Zahl auswärtiger Reisenden, die zur prächtigen Residenz im großen Norden eilen, ist bei den Umständen unsers jezzigen Dezenniums freilich größer als im vorigten; aber diese Fremde reisen immer so schnell, und verzehren, wenn sie auch an einem Kruge anhalten lassen, nicht sehr viel. Der Kurländer führt auf seinen inländischen Reisen seine Reisekost, und oft auch seine Getränke mit sich. Hält er bei irgend einem Kruge still, um seine Pferde verschießen oder futtern zu lassen; so nimmt er seine Mahlzeit aus seinem Speisemagazin, kauft für seine Pferde etwa Haber oder Heu, falls er mit dem erstern nicht selbst versorgt ist, läßt seinen Domestiken etwa einige Stof Bier oder ein Paar Gläser Brandwein reichen, weilt ein oder zwei Stunden im Kruge, und fährt weg, ohne oft einmal einen guten Groschen verzehrt zu haben, und wenn er nächtiget, so zahlt er doch für seine Pferde kein Stallgeld, wie auswärts gebräuchlich ist. Die hier auf dem Lande wohnende Deutschen haben nicht so wie in Deutschland ihre Zusammenkünfte in den Krügen (Dorfschenken). Aus allem diesem müßte man glauben: daß die Krüge wenig einbrächten, da die Frequenz so gering zu seyn scheint. Den-

noch sind Bier, eigentlich aber Brandwein die Artikel, die in den Krügen, deren einzige Gäste die Bauern sind, mit dem beträchtlichsten Gewinne abgesezt werden. Diese Menschenklasse (denn obgleich sie im Vergleich mit manchen deutschen Bauern viele Vorzüge und Freiheiten besizzen; so kann man ihnen doch im allgemeinen das Epitheton arm mit Recht zugestehen) unbekannt mit edlern Freuden, hat nichts, wodurch sie sich erheitern können — als nur das Mittel, sich in Brandwein zu berauschen. Es sey ferne von mir, dem Trunke — diesem Sohne der Pest und dem Idol aller kurländischer Bauren eine Apologie zu halten, da er mehr als menschenverzehrende Kriege geschadet hat. Man kann aber auch als Zelote zu weit gehen, und das ewige Deklamiren an Altären, auf Kanzeln und in lettischen Schriften wird diese Quelle des Elends nicht verstopfen. Die höhern Stände haben eine größere Masse von Freudengenuß, der Bauer bis jezt keinen andern Trost, kein anderes Vergnügen als — Brandwein — — der so lange sein Freund bleiben wird, bis man dieses falsche Finanzsistem gehörig einschränkt, den Wohlstand des Bauern erhöht, und ihn in den Stand sezzet, minder verderbliche Freuden und Vergnügungen,

durch bessere Kost, Kleider, Hausgeräth und Verschönerung seiner Wohnung durch Schornstein und Fenster genießen zu können. Nahe bey den Städten, besonders um Mitau, Libau und Riga, wo unter den Bauern eine Art von Luxus an Kleidern und Pferden herrscht, trinkt er weniger und opfert das Ersparte und Erworbene für diese Gegenstände auf. So tadelnswürdig auch hierin Ausschweifungen sind; so ist doch bei Eitelkeit immer ein Ehrgefühl, das für andre Laster bewahret und wenigstens die Gesundheit nicht untergräbt — freilich scheint aber die Kasse des Gutsherrn bei einer solchen Lebensart, die nur für den Krämer vortheilhaft ist, nichts zu gewinnen. Wo aber der Bauer, vorzüglich die Letten in Libau, Mitau und Riga, sein Geld in Kaffe vertrinkt, da sieht man ihn freilich nicht trunken, ruinirt sich aber dadurch eben so sehr, als durch Brandwein. So lange man nicht an die zweckmäßigsten Mittel denkt, die verderbliche Neigung des Bauern auf andre Gegenstände des Vergnügens und Wohlbehagens zu lenken, so lange wird er sich nur dann selig fühlen, wenn er durch Brandwein in eine Art von Nichtseyn versezt, von allem, was um ihn ist, nichts mehr empfinden kann, und im festern Schlummer daliegt. Kaum er-

wacht er, so sucht er sich die Wonne der Berauschung noch einmal zu verschaffen, und hindert Geldmangel die Stillung seiner Sehnsucht, so labt ihn doch wenigstens die Erinnerung oder Vorstellung vergangener Wollust. Jeden Sonntag, jeden alten, oder katholischen Festtag feiert er im Kruge. Seine brennende Begierde zum Trunk, die in eben dem Maaße, in dem sein Wohlstand sinket, zunimmt, macht, daß er alles, was er nur entbehren kann, verkauft, um seiner entnervenden Leidenschaft zu fröhnen. Da er nun nicht immer baares Geld hat; so trinkt er auf Kredit, den die Krüger gerne geben, und der Bauer, um es mit seinem Wohlthäter nicht zu verderben, und um immer Kredit zu bekommen, bezahlt redlich. Diese Schuld tilget er im Herbste mit Getreide, Flachs, Hanf, Talg, Häute oder Honig. Weil aber sein Gläubiger diese Produkte immer sehr willkührlich schäzzet und ihn noch überdem an Maaß und Gewicht übervortheilet; so kann man leicht einsehen, daß der Bauer die Barmherzigkeit des Krügers theuer erkaufen muß. Im Frühjahr, wenn er kein Brod hat, muß ihm der Herr mit Korn aushelfen; da aber nicht alle dieses regelmäßig erfüllen; so wendet sich der Bauer in dieser kurländischen Hungerepoche am

Krüger, oder Juden, oder dem Aufkäufer, (Dorfhandelsmann, lettisch Kupfche) und erhält gegen jüdische Prozente Hülfe. — Von diesen Krügern und Aufkäufern nimmt er auch seine übrigen Bedürfnisse, als: Tabak, Salz, Heringe, Eisen, wobei die Verkäufer nicht selten funfzig Prozent gewinnen.

Wahrlich, wenn nicht bald ernstliche Anstalten getroffen, wenn nicht höchstnöthige Gesezze, denen sich um der zukünftigen Vaterlandsglükseligkeit ein jeder unterwerfen muß, gegeben werden, um dem allgemeinen Brandweinsbrande aus Getreide, und der Trunksucht der Bauern billige Schranken zu zeichnen, wenn jeder Herr nicht bald eilt, dem Bauerstande aufzuhelfen, und dessen bisherige Wirthschaftsmethode anders einzurichten, wenn die Erbherren sich nicht bald überzeugen, daß nicht reichlich tragende Krüge, sondern wohlhabende, durch keine zahlreiche außerordentliche Frohndienste niedergedrükte und ausgemergelte Bauern, des Gutsbesizzers wahrer Reichthum sind; so steht unserm Vaterlande eine bange Zukunft bevor, deren Schwere mehr die Nachwelt, wenn alles so hübsch beim Alten bleibt, als die Zeitgenossen empfinden wird. Der Bauer, wie gesagt, opfert alles dem Brandwein auf.

Durch ihn sucht er bei der drükkenden Last so schwerer Jahre, die durch Mißwachs erzeugt werden, und uns zu der Furcht vor eine grausenvolle Zukunft berechtigen, seine Nahrungssorgen, wär's auch nur auf Augenblikke, vergessend zu machen. Selbst den Wohlhabenden zwingt dann der besonders im Frühling herrschende Brod- und Futtermangel vieles zu veräußern, daß ihn merklich und zwar auf sehr lange Zeit zurükseßt. Denn, wird die Fruchtbarkeit künftiger Jahre den Schaden der vorigen gänzlich aufheben? Kann man sich eine reiche Erndte versprechen, wenn der Bauer im Herbst in seinem wie gewöhnlich schlecht bearbeiteten Felde wenig und leichten Saamen eingesäet hat? Bedürfen in vielen Gegenden, wo das Vieh aus Futtermangel oder durch Seuchen stürzte, nicht die Bauern ansehnliche Vorschüsse, um wieder gehörigen Viehbestand zu haben, und können Vieh und Pferde zu so niedrigen Preisen angekauft werden, als er sie in der Noth veräußerte? Selbst die reichste Erndte wird ihm selten so viel gewähren, daß er damit einen Theil seiner Schulden, die er aus Noth machen mußte, tilgen, seine Abgaben bestreiten, und von dem Reste sich und die Seinigen ernähren könne? Wird er nicht Jahrzehende hindurch der im-

merwährende Schuldner des Hofes bleiben? Hat nicht mancher Herr Kapitalia von seinen Bauern zu fordern? — Freudig streicht der Herr die Krugsgelder ein — ach! es ist das Mark seiner Bauern, die er nachher selbst ernähren muß, und er freut sich über seine eigene Entnervung. — Geht in einem Kruge wenig ab, so wird der Herr auf den Krüger unwillig und schmeißt ihn heraus. Manche Krüger zahlen unglaublich hohe Arrenden; muß da der Krüger nicht, um das Pachtgeld aufzubringen, jeden Kunstgriff aufbieten, willigen Kredit geben, um den Bauern zum Saufen zu bewegen, d. h. die Bauern seines Herrn plündern. Den guten Wirth, den ordentlichlebenden Hausvater zeichnen die Herren zu wenig aus, er hat keinen andern Vortheil als sein eigenes Bewußtseyn: dem Hofe vielleicht wenig oder nichts schuldig zu seyn, ihn treffen gleiche außerordentliche Frohndienste, ja bei Fuhren und Versendungen wird er oft am ersten und mehrsten gebraucht, weil er mehrere und bessere Pferde hat. Man zwingt oft gute Wirthe, schlechte heruntergekommene Bauerhöfe anzunehmen, weil sie dabei schon was zusezzen können. Ich kenne Güter, wo der Hof den schlechten Wirthen schon mehreremal alle Schulden groß-

müthig erlässen, und wo die guten Wirthe, die nie den Hof mit Vorschuß beschweret, nicht einmal mit einer Lobeserhebung belohnt wurden. Hat es nicht hier der emsige, sorgsame Bauer schlechter als sein lüderlicher Mitbruder. Wird der Gedanke: du arbeitest für einen gleichgültigen Herrn, dein Fleiß schenkt keinen Vortheil, du kannst ja auch deine Zeit im Kruge zubringen, und der Herr muß dich doch ernähren, nie bei ihm aufsteigen? Wird er nicht aus Ueberdruß über das Mißverkanntwerden, über die mehreren Frohnarbeiten auch nachläßig, auch Säufer werden und die Zahl schlechter Bauern vermehren? Hat nicht der Brandwein die Jugend schon zum Greisen gebracht, jede Thätigkeit, jede Körperkraft gelähmt, so daß die Hofes- und Bauernfelder, leztere vorzüglich, äußerst schlecht bearbeitet werden. Ehemals fing die Hungerepoche im Frühjahr an, jezt schon wenige Monate nach der Erndte, und wird nicht zulezt der Hof das ganze Jahr den Bauer unterstüzzen müssen. Jezt ist's noch Zeit durch zwekmäßige Mittel sich und den Bauern für den Untergang zu bewahren, mit den außerordentlichen Frohndiensten muß der Bauer, so viel wie möglich, verschont bleiben, man erhebe lieber von ihm Geldabgaben.

Man sieht ja in Deutschland Provinzen, wo der Bauer verderbliche Kriege, Rekrutirungen, Geld-erpressungen, und andere dergleichen Uebel gelitten, und doch besteht und emporkömt, und andere Provinzen, denen nur ein kleiner Theil herber Schiksale traf, wo Geldabgaben gering sind, wo der Landmann im leinenen Sak geht, kämpft er doch mit Elend und Jammer. Die Ursache dieses Unterschieds ist: daß jene Länder bei alle dem Druk doch gerade von dem Uebel, was ihre Thätigkeit lähmen konnte, befreit waren, das schwer auf den leztern liegt. Krieg und Geld-erpressungen geben ihm doch noch immer die Freiheit, sein Feld zu bauen, allein die Frohndienste stehlen ihm Gelegenheit und Freiheit; sein Pferd wird durch ewige Lasten zu Grunde getrieben, und seine Felder kann er nicht gehörig bearbeiten. (P. Mayers Briefwechsel mit dem Grafen von der Schulenburg in Reberts Feldbau chemisch untersucht u. s. w. Erlang. 1790. S. 150. Dringende Bitte und Vorstellung der Landleute u. s. w. Berlin 1792.) Geldverlust treibt ihn an, seinen Schaden zu ersezzen; zu gleicher Emsigkeit wird ihn aber die Kürze der Zeit, die ihm, der vielen Frohndienste wegen, für die Bestellung seiner Wirthschaft übrig bleibt, nie bewegen. Der herrschende Genius unsers Zeitalters

fordert es, daß man sich mehr der Baurenwohlfahrt annehme und ihre Lasten eher erleichtere als vermehre. (Ueber die Leibeigenschaft in Kurland. Mitauische Monatsschrift Oktober 1784. S. 14. Einige Patrioten haben ihre Vorschläge zum Besten der Bauern, und da das Adelswohl damit unzertrennlich verbunden ist, zum Wohl des Ganzen gethan. (Versuch einer Beantwortung der unserm Vaterlande so wichtigen Frage: Wie wohl der Landplage des jährlichen Bauervorschusses am sichersten abzuhelfen wäre? Mit. 1788. Ueber die Leibeigenschaft, Mit. Monatsschrift Oktober 1784 S. 3. Ueber Landwirthschaft und Bauernstand, Mit. Monatsschrift Jaunar 1785 S. 9. lezteres mehr für Lievland u. s. w.) Möchte man doch alles das prüfen und das Gute behalten. Unsre Volkslehrer haben ein unerkanntes Verdienst um's Land, daß sie dem sein Elend fühlenden Landmann gelehrt haben und lehren: die Quelle seines Unglüks in sich selbst zu suchen, gehorsam zu seyn, zu dulden, zu hoffen, und durch Selbstanstrengung sich wohlhabend zu machen. Möchte man doch den Bauern, in dem die Rede seines Predigers gute Vorsäzze erwekt, auch bei der Ausführung derselben unterstüzzen. Und wenn man seinen irrdischen Wohlstand befördert, auch die Kultur

seines Verstandes und Erweiterung seiner Kenntnisse durch Errichtung mehrerer und besserer Schulanstalten, Anfertigung und Verbreitung nützlicher Schriften befördern! Man darf davon nie einen Nachtheil befürchten.

(Der Verfolg nächstens.)

II. Ueber Kuhzucht.

Von dem Bürger Chabert, Direkteur der Viehartzneischule zu Alfort. 1797.

Erster Abschnitt.

Von der Fütterung.

So wie es bei den Kühen, und besonders bei denjenigen, die außerhalb Landes eingeführt worden sind, eine Hauptsache ist, daß man es ihnen nie an Futter fehlen lasse; so ist es ein eben so wesentliches Bedingniß, daß das Futter von guter Beschaffenheit sey. Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß eine geringe Quantität Futter, wenn solches nur gut gewählt und gesund ist, dem Vieh unendlich besser anschlägt, als eine große Quantität Futter, das auf irgend eine Weise schadhaft geworden ist.

Man füttert die Kühe entweder mit grünem oder mit trokkenem Futter.

Die grüne Fütterung geschiehet entweder im Stalle oder auf der Weide. Leztere ist unstreitig, so wie die natürlichste, also auch die beste. Im ersten Fall muß man darauf bedacht seyn, daß man die Kühe nicht zu viel auf einmal, wohl aber desto öfters fressen lasse. Hiedurch verhütet man, daß sie sich nicht überfressen, und daß sie das Futter durch ihren Athem nicht verderben, und dadurch desselben überdrüssig werden. Giebt man ihnen nicht viel auf einmal zu fressen; so käuen und wiederkäuen sie es desto besser, und je besser diese Operation von statten geht, desto gesunder und beleibter werden sie.

Es giebt nur wenig Pflanzen, die grün nicht zur Stallfütterung taugen; die gemeinsten sind: Luzerne, Klee, spanischer Klee, wilder Kohl, Pimpernell, gelbe Rüben, weiße Rüben, Rübsen, wilder Senf, Salat, Erdbirnen, Pfriemenkraut, Petersilien, Ulmen- Eschen- Ahorn- und Weidenblätter, Weggras, Wikken, Erbsenschoten; überhaupt alle oder doch die meisten Gartenkräuter, so wie auch die Pflanzen, die nach der Erndte auf den Aekkern zum Vorschein kommen.

Füttert man die Kühe mit Wurzeln; so muß man solche vorher klein machen, damit sie, wie leicht geschieht, daran nicht erstikken.

Mit der Luzerne muß man vorsichtig umgehen, denn außerdem sie sehr hizt, und schlechte Milch macht; so blähen sich auch die Kühe, wenn sie zu viel gefressen haben, davon auf, daß sie oft darüber dahin fallen.

Gleiche Vorsicht muß man auch in Ansehung der Sprößlinge des Ulmen-Eschenbaums und anderer gebrauchen, die, wenn sie häufig gefressen werden, Blutharnen, Durchfälle, und andere schwere und oft tödtliche Krankheiten verursachen.

Man muß den Kühen niemals grünes Futter, das sich erhizt hat, geben, es verursacht solches nur allzuoft eine Menge von Krankheiten.

Das zur Fütterung bestimmte Gras, welches man gemähet hat, darf man den Kühen nicht eher zu fressen geben, als bis die Sonne den Thau niedergeschlagen hat; es würde sehr gefährlich seyn, wenn man es ihnen gäbe, wenn es noch mit demselben bedekt ist.

Man giebt den Kühen, so viel wie möglich, kein anderes, als reifes Gras, das ist solches, dessen Blühten anfangen sich aufzuthun. Bei zu altem sind die Stengel zu hart. Zu junges hingegen hat nicht Saft

und Nahrungsstoff genug, es geräth in dem Magen der Thiere leicht in Gährung, und blähet sie auf.

Wenn man die Kühe auf der Weide füttert; so muß man, aus schon erwähnten Ursachen, sehr darauf sehen, daß solches nicht geschehe, bevor sich nicht der Thau niedergeschlagen hat, Wenn die Weide nicht fett ist, läßt man sie auf derselben in ihrer Freiheit; wenn sie aber zu mastig ist, und Luzerne, Klee, spanischen Klee, Pimpernelle u. dgl. trägt, muß man die Kühe an einen Pfahl anbinden, daß sie nicht weiter fressen können, als ihnen erlaubt ist, sich um den Pfahl zu bewegen. Wenn sie damit fertig sind, läßt man sie noch eine Weile da, um ihnen Zeit zum Wiederkäuen zu geben; hierauf aber zieht man den Pfahl heraus, und schlägt ihn etwas weiter davon ein. Diese Veränderung muß des Tages wenigstens vier bis fünfmal geschehen. Man glaube ja nicht, daß man sich dieser Mühe überheben könne, wenn man den Kühen gleich auf einmal eine beträchtliche Menge Futter vorwirft. Die Kühe würden sich alsdann überfressen und auflaufen, oder wenn sie genug gefressen, würden sie das übrige verderben, und einen Widerwillen davor bekommen. **Wenig und oft**, ist eine Regel, die man bei der Kuhfütterung nie aus den Augen lassen

muß. Das Vieh befindet sich viel besser dabei, und giebt weit mehr Milch.

Damit die Kuh, die also an einen Pfahl angebunden ist, sich nicht endlich durch das Herumgehen an den Pfahl anwinde, legt man um den Pfahl einen drehbaren Ring, an dem man den Strik befestiget. Der Strik, welcher der Kuh am Kopfe angebunden wird, muß länger seyn, als der Körper derselben.

Man muß die Kühe niemals zur heißesten Tageszeit weiden lassen, die große Hizze mattet sie zu sehr ab, die Fliegen plagen sie, und sie leiden einen merklichen Abgang an Milch. Man muß die Kühe alle Tage und zu jeder Zeit ins Freie lassen, es sey nun, daß man sie auf die Weide oder sonst austreibt; die Witterung müßte denn alzuschlecht seyn. Unter dieser Zeit kann man ausmisten und eine frische Streu geben. Wenn man die Kühe mit Heu füttert; so hat man darauf zu sehen, daß solches fürs erste von guter Beschaffenheit sey, und zweitens in gehöriger Quantität gereichet werde. Ausserdem hat man sich von den Kühen keinen Nuzzen zu versprechen.

Erhiztes, modriges, zu unrechter Zeit eingebrachtes Futter, giebt schlechte Nahrung, folglich auch wenig und schlechte Milch, und ist die Ursache von ei-

ner Menge von Krankheiten. Die angebaueten Futterkräuter, vom zweiten und dritten Hieb, wenn sie sonst von guter Beschaffenheit, und gehörig eingebracht worden sind, scheinen der Natur der Kühe angemessener zu seyn, als die vom ersten Hieb, denn dieser ihre Stengel sind härter, schwerer zu verdauen, und geben weniger Milch.

Alle die grünen Kräuter, von denen wir gesagt haben, daß sie zum Futter gegeben werden können, kann man ihnen auch getroknet geben. Man giebt ihnen noch daneben Gersten- Haber- Roggen- und Waizenstroh, kurzes Futter, Bohnen, Schminkbohnen, Leinsaamen, Hanfsaamen, Gersten, roh oder gebrütet, welches leztere besser ist, Kleien, Affter, Eicheln, junge Baumblätter, Rübesaamenkraut u. s. w. Die Kühe gewöhnen sich leichter an diese verschiedenen Futterarten, wenn man sie ihnen mit Sparsamkeit vorwirft, und sie wenigstens des Tages sechsmal damit füttert. Wenn man hiebei auch gleich etwas mehr Zeit verwendet; so wird man dafür reichlich durch die Menge und Güte der Milch schadlos gehalten.

Die Kühe fressen das Stroh lieber, wenn man es mit Heu schichtet, welches man zum Winter aufbewahren will. In diesem Fall hat man darauf zu sehen,

daß man das Heu nicht so ganz troknet, als wenn man es für sich allein aufbewahret. Es erhizt sich nicht, seine Ausdünstung zieht aber sich ins Stroh, und macht solches schmakhafter. Ob man gleich seinen Vortheil wenig in Acht nehmen würde, wenn man an dem Futter sparen wollte, und obgleich eine Kuh, wenn sie gut gefüttert wird, mehr als noch einmal so viel Milch wie sonst giebt; so darf man sie deswegen doch nicht überfüttern, die Kühe werden davon fett, sie geben weniger Milch, oder diese gehet ihnen wohl gar aus; sie würden auch zu bald rindern.

Eine Hauptregel ist es, daß, wenn man grün füttert, man nicht zu schnell zur trokkenen Fütterung schreite, und so umgewendet; vielmehr muß man nach und nach stufenweise von der einen Fütterung zur andern übergehen.

Zweiter Abschnitt.

Vom Getränke.

Man muß den Kühen zweimal des Tages zu saufen geben; welches vornehmlich dann zu beobachten ist, wenn sie trokkenes Futter bekommen. Das Unterlassen dieser Vorsicht ist eine von den Haupturſachen der Entzündungskrankheiten, denen die Kühe so sehr un-

terworfen sind. Auſserdem muß das Waſſer, womit man sie tränkt, so rein und klar als möglich seyn. Flußwaſſer iſt jedem andern vorzuziehen. Das beſte unter allen iſt das Waſſer, welches durch Mühlräder gelaufen iſt; es wird dadurch ſüßer und weicher.

Es iſt ein gemeines und ſehr ſchädliches Vorurtheil, wenn man ſich einbildet, daß ſtehendes Waſſer geſunder ſey, als das reinſte Waſſer. Die ſchädlichen Folgen, die dieſes Vorurtheil täglich nach ſich zieht, hätten ſolches ſchon längſt ausrotten ſollen.

Wenn man kein anderes als ſolches ſtehendes Waſſer für die Kühe haben kann, oder hartes Brunnenwaſſer, in welchem die darin gekochten Hülſenfrüchte nicht weich werden, die Seife ſich nicht gut auflöſt, und welches ſich daher auch nicht gut zum Waſchen ſchikt; ſo muß man es ſchlagen, indem man es öfters aus einem Gefäß ins andere gießet, oder noch beſſer, es durch Sand filtriren. Das filtrirte Waſſer läßt man in den Kübel laufen, aus welchem man tränkt.

In der Sommerhizze kann man in einen Eimer des Getränkes ein Glas voll Eſſig gießen, wenn das Waſſer von keiner guten Beſchaffenheit ſeyn ſollte, und wenn die Sommerhizze gar zu groß iſt; ſo darf man

das Getränk nur, auf was für Art es auch sey, ein wenig säuerlich machen.

Dritter Abschnitt.

Von der Wartung der Kühe.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß die Wartung und Pflege den Kühen nicht so nothwendig sey, als den Pferden. Die Vernachläßigung des Viehes, die aus dieser Meinung entspringt, ist eine Quelle von unzählig vielen Uebeln. Den Kühen ist nicht wohl, wenn sie nicht recht ausdünsten. Diese Ausdünstung kann aber nicht wohl von statten gehen, wenn man sie im Mist liegen läßt, und den Koth nicht wegschafft, der sich an die Haut anlegt, und die Schweißlöcher verstopft. Man bemerkt, daß da, wo man den heilsamen Gebrauch des Striegelns und des Bürstens bei dem Rindviehe eingeführt hat, die Kühe viel leibiger und munterer sind, und weit mehrere auch weit bessere Milch geben. Man striegle also die Kühe täglich einmal, und sorge, daß sich der Koth nicht an ihr Haar festsezze, wie dieses nur allzuoft geschieht. Man kann dieses leicht und geschwind verrichten, wenn man dem Viehe täglich eine frische und starke Streue macht. Es wird sich bei weitem besser dabei befinden, und die

diesem Viehe erzeigte Wohlthat wird sich reichlich belohnen. Man steht gemeiniglich in der Meinung, daß, wenn man den Kühen nur genug Futter gäbe; so brauche es weiter nichts; allein ich behaupte ohne Bedenken, daß die Kühe auch bei der besten Fütterung nicht gedeihen werden, wenn man es bei ihnen an der angezeigten Wartung und Pflege fehlen läßt; diese hingegen wird allemal gut anschlagen, wenn die Fütterung auch nicht die beste ist. Man muß auch darauf bedacht seyn, daß man das Euter von Zeit zu Zeit abwasche; hiedurch verhütet man, daß sich solches nicht verschleime noch verstopfe, wodurch Verhärtungen und Auswüchse von allerhand Art, die das Euter ganz bedekken, entstehen. Es geschieht auch öfters, daß die Zizzen angefressen werden, und ganz wegfaulen, welches von den Geschwüren herkommt, die von dem Unrath, der sich da ansezt, erzeugt werden, und die nach und nach scharf, kaustisch und krebsartig werden.

Vierter Abschnitt.

Stallung.

Die gesundesten Ställe sind die, so gegen Morgen liegen, und einen trokkenen und erhabenen Grund haben. Ihr gemeinster Fehler ist, daß sie zu wenig fri-

sche Luft haben. Das Vorurtheil, als ob die nächtliche Kälte den Kühen schade, und man sie daher nicht genug davor verwahren könne, ist die gemeinste Quelle, aus welcher alle die Uebel entspringen, denen sie so sehr ausgesezt sind. Die mehresten Ställe haben nicht allein sehr enge Oefnungen, sondern man verstopft solche sogar noch, sobald die Luft nur ein wenig kalt wird. Es giebt nicht leicht einen Gebrauch, der so schädlich und mörderisch wäre, und gegen den man mehr auf seiner Hut seyn sollte, als diesen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Kühe in der strengsten Jahreszeit ohne alles Obdach ganz gut aushalten können. Allerdings ist es besser, sie in Ställen zu halten. Allein diese können nicht luftig genug gehalten werden. Es mag auch noch so kalt seyn, so wird ihnen doch dieses niemals so vielen Schaden bringen, als ihnen die eingeschlossene Luft zuzieht. Man kann es als eine allgemeine Regel ansehen, daß sie nicht genug frische Luft haben, wenn man, indem man in einen Stall geht, nicht leicht athmen kann, und ein durchdringender Geruch in demselben verbreitet ist.

So nothwendig es ist, daß die Ställe einen guten Luftzug haben, eben so nothwendig ist es, daß sie fleißig ausgemistet werden. Wenn man den Mist

zu lange darin liegen läßt, so steckt er die Luft an, und verursacht dadurch viele fäulende Krankheiten. Es ist auch wohl darauf zu sehen, daß die Kühe nicht zu enge stehen. Jede muß wenigstens fünf Fuß Raum haben.

Fünfter Abschnitt.

Was bei dem Bespringen der Kühe zu beobachten.

Kühen, die nicht schon trächtig sind, kommt die Brunst gemeiniglich alle drei Wochen an. Man muß, um sie bespringen zu lassen, den Zeitpunkt wählen, da diese am heftigsten ist. Sie behalten in diesem Zeitpunkt den Saamen leichter. Bei manchen Kühen vergehet die Brunst geschwind. Man muß bei diesen um so mehr mit dem Bespringen eilen.

Man erkennt an folgenden Zeichen, daß eine Kuh in der Brunst ist: Die Kühe blöken fast beständig, es springt eine auf die andere, sie sind unruhig, sie drehen sich, und springen, so bald wie sie frei sind. Auch erkennt man ihre Hizze daran, daß ihre Geburtstheile anschwellen.

Wenn man sie hat bespringen lassen, muß man warten, bis sich von neuem die Kennzeichen der Brunst einfinden. Man muß die Stärken nicht vor

ihrem zweiten Jahre bespringen lassen. Sie werden dadurch viel größer und ausgebaueter, als wenn sie zu frühzeitig gebähren. Wenn man sie erst dreijährig werden ließe, würden sie desto schöner werden.

Man muß die Kühe alle Jahre bespringen lassen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man sie einige Jahre gelt (güst) gehen läßt, sie an der Lungensucht hinfallen.

Sechster Abschnitt.

Wie die trächtigen Kühe zu behandeln sind.

Eine Kuh trägt neun Monate. Einige geben während ihrer ganzen Trächtigkeit Milch, andere hören ohngefähr zwei Monate vor dem Kalben damit auf. Beiderlei Kühe darf man nicht länger melken, bis gegen Ende des siebenten Monats. Es müßte denn seyn, daß das Euter anschwelle, und in diesem Falle melkt man sie halb. Außer daß in diesem Zeitpunkt die Milch zum Gebrauch nichts tauget, dienet sie der Leibesfrucht zur Nahrung.

Man muß die trächtigen Kühe nur auf ebenes Land gehen lassen. Sie aborkiren leicht, wenn sie steigen, oder über Gräben springen müssen. Trächtige Kühe, besonders wenn sie auf der Zeit gehen, müssen

mit reichlicherem und nahrhafterem Futter versehen werden als sonst. Körner bekommen ihnen am besten, und gute Oekonomen geben ihnen deren beständig, wie auch bisweilen ein Paar Handvoll Gersten, Haber, Waizen u. s. w. Man hebt auch für sie bis zu diesem Zeitpunkt das beste Heu auf.

Wenn mehrere trächtige Kühe zu gleicher Zeit auf der Weide sind; so muß man Acht geben, daß sie einander nicht stoßen. Oft hat man beobachtet, daß sie durch einen empfangenen Stoß abortirt haben.

Siebenter Abschnitt.

Wie man sich bei dem Kalben zu verhalten habe.

Wenn die Kuh stark blökt, wenn das Euter anschwillt, wenn die Kuh unruhig ist, und die Seiten einfallen, so muß man bei der Kuh bleiben, damit man gleich bei der Hand sey, wenn die Geburt vor sich geht, um ihr nöthigen Falls beistehen zu können.

Man muß ihr eine breite Streue unterlegen, damit das Kalb sich keinen Schaden thue, wenn es herausfällt, denn gemeiniglich werfen die Kühe stehend.

Man muß wohl Acht haben, daß die Kühe ihre Leibesfrucht nicht selbst fressen. Nichts ist ihnen schäd-

licher, und sie krepiren davon an der Auszehrung. Wenn sie zu lange an der Geburt gearbeitet haben; so giebt man ihnen einige in Wein getauchte Brodschnitte zu fressen. Man nimmt auf fünf bis sechs Kannen Wein ohngefähr anderthalb Pfund geröstetes Brod. Sie fressen solches gemeiniglich gern.

Einige Stunden darauf giebt man der Kuh einen halben Eimer lauwarmes Wasser, welches man mit geschrotener Gerste oder Waizenkleie angemacht hat.

Mit diesem Getränke fährt man fünf bis sechs Tage fort, und wenn man bemerkt, daß die Kuh schwach wird, und sich schwerlich erholet, so giebt man ihr noch acht bis zehn Tage lang in Wein getauchtes Brod zu fressen. Man muß darauf bedacht seyn, daß man die Kühe, welche neuerlich gekalbet haben, nur nach und nach wieder an ihr sonstiges Futter gewöhne. Man zieht ihnen dadurch um so mehr eine Unverdaulichkeit zu, je schwächlicher sie zu dieser Zeit sind.

Als eine allgemeine Regel hat man zu beobachten, daß man den Kühen in der ersten Zeit, da sie gekalbet haben, nur wenig zu fressen gebe, daß aber das Futter nahrhaft sey, damit sie es desto geschwinder und leichter verdauen.

Man darf die Kühe nicht eher als nach Verlauf

zweier Monate, da sie gekalbet haben, wieder melken. Die Milch taugt innerhalb diesem Zeitpunkt nicht, und muß dem Kalbe gelassen werden.

Oefters bekommt eine Kuh zwei Kälber, die sie in einem kürzern oder längern Zeitraum zur Welt bringt. Wenn sie das erste geworfen hat; so erkennet man, daß noch ein anderes zurük sey, wenn die Kuh unruhig ist, wenn sie sich immer nach ihrem Bauch umsieht, wenn sie fortfährt zu arbeiten, und sich um das schon geborne Kalb nicht viel bekümmert. Wenn dieses alles zu lange anhält; so hilft man der Kuh, und giebt ihr eine Kanne warmen Wein, man macht sie niesen, indem man ihr eine Prise Tabak vor die Nase hält. Wenn diese Mittel nicht bald die erwünschte Wirkung thun sollten; so muß man ungesäumt seine Zuflucht zu einem geschikten Vieharzt nehmen.

Achter Abschnitt.

Wie die Kälber zu behandeln sind.

Bisweilen unterlassen die Kühe, ihre Kälber abzulekken. In diesem Fall veranlaßt man sie dazu, wenn man auf solche ein wenig Salz, Brodkrumen oder Kleie streuet.

Manche Kälber wissen nicht zu saugen; diese muß

man unter das Euter bringen und ihnen die Zizze ins Maul stekken.

Man darf niemals ein Kalb gleich nach der Geburt abszezzen. Dieser Gebrauch ist sehr schädlich, die Kälber gedeihen nicht, und man hat also auch keinen Nuzzen von ihnen.

Die Kälber können die Kälte nicht vertragen, man muß sie also davor bewahren, aber auch sich hüten, daß man nicht gegenseits der Sache zu viel thue, und sie allzuwarm halte.

Man muß weder die Kälber noch die Rinder nie unter zwei Monaten oder wenigstens unter sechs Wochen abstellen, man mag sie nun entweder zum Schlachten oder zum Anstellen bestimmt haben. Die Ursache davon ist oben angegeben worden. Die Milch taugt in den zwei ersten Monaten nicht zur Nahrung der Menschen, sie ist aber für die Erhaltung der Kälber nothwendig, und kann ihnen durch nichts anderes ersezt werden. Es ist ausgemacht, daß ein Kalb um so größer und stärker wird, je länger es saugt.

Wenn man sie abgebunden hat, muß man ihnen nicht gleich lauter feste Nahrung geben, sondern man reicht ihnen einen Theil Milch mit zwei Theilen Wasser vermischt, oder man kocht Gerste, und giebt sie ihnen

mit sammt dem Wasser, darin solche gekocht worden ist. Man kann ihnen auch gar wohl abgenommene Milch geben, die sie zwar Anfangs nicht gern saufen, aber sich doch bald daran gewöhnen.

Man mag sie nun aufziehen, wie man will; so ist es eine Hauptsache, daß man ihnen so viel zu fressen gebe, als sie nur mögen, wenn man haben will, daß sie schön werden sollen. Es ist ziemlich im Gebrauch, daß man Kälbern, die man abgestellt hat, nicht mehr als zwei bis höchstens dreimal des Tages zu fressen giebt. Das ist aber nicht hinlänglich. Man giebt ihnen lieber auf einmal wenig, aber desto öfter.

Sobald sie ihrer Mutter folgen können, muß man sie austreiben; nichts ist ihnen nachtheiliger, als wenn man sie zu lange im Stalle läßt.

Die Kälber haben die böse Gewohnheit, daß sie sich selbst saugen. Dadurch gerathen sie zusehends ins Abnehmen. Diesem Uebel kommt man zuvor, wenn man sie von einander trennt.

Man kann sie nicht reinlich genug halten, noch ihnen zu oft frische Streue geben; sie nehmen in dem Harn und dem Miste ab, sie werden räudig, und bleiben immer mager und elend.

Die Kälber sind sehr dem Durchfall unterworfen,

wodurch sie abnehmen, und oft gar dahinfallen. Man kann diesem Uebel dadurch abhelfen, daß man ihnen täglich einigemal das Gelbe von Eiern mit rothem Wein abgerührt, einschüttet, und ihnen ein Klistier von Wasser, in dem man Kleien abgekocht hat, beibringt.

Neunter Abschnitt.

Allgemeine Zeichen, woran man erkennt, daß eine Kuh krank sey.

Diese sind: wenn das Vieh traurig und niedergeschlagen ist, wenn es nicht frißt, wenn die Augen trübe sind oder funkeln, wenn die Hörner und Ohren kalt, oder auch sehr warm sind, wenn das Maul, die Zunge und der Gaumen trokken und heiß sind. Wenn die Lippen, die Zunge, die Augen, das Innere der Ohren und die ganze Haut gelb aussehen, wenn die Seitenwände sich stark bewegen, wenn die Kuh sich öfters nach der Seite umsieht, wenn sie öfters blökt, wenn sie sich anstrengt zu harnen, wenn der Harn hizzig ist, wenn der Mist zu hart oder zu dünne ist, wenn er schwarz oder gelb, und auch wohl mit Blut untermischt ist.

Wenn der Roz nicht aus den Nasenlöchern fließt,

wenn diese trokken, und der ausgehende Athem heiß ist, wenn sie nicht wiederkäuet, wenn die Haare trokken, dunkel sind, und leicht ausgehen, wenn die Haut trokken ist, und an den Knochen anliegt, wenn auf derselben plözlich Beulen entstehen, und endlich, wenn sie beständig den Schwanz bewegen.

Sobald man eins oder das andere dieser Zeichen wahrnimmt, so muß man gleich aufhören, den Kühen hartes Futter zu geben, und man giebt ihnen Kleienwasser, oder Gerstenmehl in Wasser, macht ihnen eine gute Streu, und ruft den Vieharzt zu Hülfe.

III. Ueber den Nuzzen des gemeinen Geisklees auch Geisraute, Galega officinalis G. legumen strictis erectis, foliol. lanceolatis striatis nudis.

Der gemeine Geisklee (Galega officinalis L.) verdient wegen seines großen Nuzzens bekannter zu seyn, als er es bis jezt ist. Er giebt ein herrliches Viehfutter, das der Luzerne noch vorzuziehen ist. In China, Afrika, in Spanien, in der Schweiz und auch in Oesterreich wächst er wild auf Heiden, Brachfeldern, an Büschen und Zäunen, aber er kömmt auch in den

mitternächtlichen Ländern Europens sehr gut fort. Er liebt vorzüglich einen feuchten und leichten Sand- und Mergel- auch steinigten Boden, der nicht so sehr austroknet. Das Säen des Geisklees geschiehet vom 20. März bis 20. April. Der Akker wird durch die gewöhnlichen Arbeiten zur Saat vorbereitet, um das Erdreich aufzulokkern und das Unkraut zu zerstören. Zur Aussaat wählt man jungen und schweren Saamen. Die neuen Pflanzen bestauden sich sehr geschwind, und werden, wenn die Aussaat, wie gesagt, geschahe, zweimal abgemähet, das erstemal gegen Ende des Mai's, das zweitemal im Monat September. Oder man kann sich im allgemeinen noch besser mit dem Abmähen nach der Beschaffenheit der Pflanze selbst richten, so daß man sie allemal vor dem Aufbruche der Blumen abmähet, weil da die Blätter und Stengel am zartesten sind, und vom Vieh gern gefressen werden. Man kann den Geisklee auch im August säen, wo er denn im folgenden Jahre dreimal abgehauen werden kann. Die geringste Erndte, die man vom Geisklee haben kann, ist allemal noch ergiebiger, als die beste von andern Futterkräutern. Die Blumen dieser Pflanze sind bald weiß, bald blau, bald purpurfarbig.

In Spanien und in Italien verspeist man die jungen Blätter des Geisklees als Salat. Die Aerzte sehen diese Pflanze als ein schweißtreibendes, Kopfweh vertilgendes Mittel, und als ein Präservativ bei epidemischen Krankheiten an. Auch wird sie bei hartnäkkigen Fiebern empfohlen, und in China wird der Dekokt dieser Pflanze allgemein als ein spezifisches Mittel bei Brustkrankheiten verordnet, und noch anderwärts bedient man sich des Aufgusses der Blumen wider die Würmer. — Dies erweist wenigstens so viel, daß dieser Klee auch ein gesundes Nahrungsmittel für das Vieh seyn müsse.

Auch giebt der Geisklee dem Essig einen sehr angenehmen Geschmak.

Brunel in seinen Bemerkungen über den Handel der Chinesen bemerkt auch, daß gegenwärtig daselbst diese Pflanze wegen ihres großen Nuzzens ordentlich angebauet und ein starker Handel damit getrieben werde.

Sehr guten Saamen von diesem Geisklee, so wie von mehreren in- und ausländischen perennirenden Stauden, Zwiebel- und Knollgewächsen bekömmt man aus Zerbst von dem Kaufmann Johann Karl

Corthum. Von dem Geisklee kosten zwey Loth einen Fünfer.

IV. Pferdearzneikunst.

Einige Mittel, welche bei verschiedenen Krankheiten und Zufällen der Pferde mit Nuzzen zu gebrauchen sind.

1) Wenn Pferde vom Sattel gedrükt werden, (welches sehr oft bei Kavalleriepferden, und bei Pferden, die große Reisen machen müssen, vorkommt) und sich Geschwülste am Wiederrüst, oder auf dem Rükken zeigen, so hilft Nachstehendes am schnellsten:

Man nehme ein Stük Alaun, mache es mit dem Weißen von einem Ey durchs Umrühren zu einer dikken Salbe, streiche solche auf einen doppelten nicht zu groben leinenen Lumpen, und lege es über, so zieht es über Nacht die Hizze aus, und die Geschwulst verliert sich.

Es ist daher sehr gut, wenn Reisende ein Stük Alaun immer bei sich führen. Zur Verhütung des Satteldrükkens aber ist nichts besser, als daß man den Pferden, wenn sie trokken sind, eine Stunde nach

dem Absatteln, aber nicht eher, den Rükken mit kaltem Wasser abwäscht. Dieses Mittel kühlt und reinigt die Haut vom anklebenden Schweiße und Staub.

2) In dem ersten Grade der Rehe, bei steifen Gelenken u. dgl. dient folgendes einfach zusammengesetztes Oel sehr wohl, um damit die steifen Glieder, den Bug und den Fessel (Köthe) zu beschmieren. Man nimmt hierzu:

Leinöl, ein halbes Pfund.

Terpentinöl, ein Viertel Pfund.

Kampfer, ein Loth, dieser wird mit einigen Tropfen Brantewein zu Pulver gerieben.

Dieses Mittel wird gut aufbewahret und dient zu obigem Gebrauch.

3) Bei der Druse und Strengel der Pferde dient folgende Latwerge. Man nehme:

Wachholderbeeren,

Enzian, von jedem 12 Loth.

Galgantwurzel,

Eibischwurzel, von jeder acht Loth.

Schwefelblumen,

Süßholzwurzel, von jedem vier Loth.

Alles dieses wird zu Pulver gemacht und mit genugsamen Honig zur Latwerge bereitet, wovon man dem

Pferde täglich dreimal eines Hühner-Eis groß giebt. Die Pferde fressen es bald aus der Hand, wenn man es ihnen einigemal mit einem Spatel auf die Zunge gestrichen hat. Man kann auch den Honig weglassen, und dieses Mittel als Pulver gebrauchen. Von diesem Pulver schüttet man täglich dreimal jederzeit Ein Loth aufs Futter und nezt lezteres mit etwas Wasser, damit es die Pferde nicht wegblasen können.

4) Wenn die Säfte verdorben sind, sich Hautgeschwüre oder andere Kennzeichen, die eine Verarttung der Säfte anzeigen, am Leibe der Pferde vorfinden; so muß man solche durch blutreinigende Getränke zu verbessern suchen. Nachstehende Vorschrift dient zu diesem Zwek. Man nehme:

Graswurzel, sechs Loth,
Gepulvertes Franzosenholz und
Gepulvertes Süßholz, von jedem acht Loth.

Dieses alles wird mit sechs Maas Wasser abgekocht, so daß es bis auf fünf Maas einkocht, und von diesem Trank läßt man das Pferd so oft saufen, als es Durst hat. Man darf ihm aber sonst nichts zu saufen geben.

5) Bei Mauken und andern scharfen umsichfressenden Geschwüren, kann folgendes Mittel mit Nuzzen gebraucht werden. Man nehme:

Brunnenwasser, das aber rein ist, zwey Maas.

In diesem löse man auf

Blauen Vitriol, zwey Loth.

Mit diesem Wasser wasche und reinige man täglich das vorhandene Geschwür dreimal, und verbinde es jederzeit, damit weder Koth, Sand noch dgl. hineinkomme.

Mittel gegen das Haarschlechtigwerden.

Zu Tournay hat jemand, nach vielen vergeblich angewandten Mitteln wider das Haarschlechtigwerden seiner Pferde, selbige hauptsächlich mit **Burkahnen** (Carottes) zu füttern angefangen, und ist so glüklich gewesen, in wenigen Wochen die Pferde gänzlich hergestellt zu sehen. Man giebt ihnen Burkahnen ganz nüchtern, nachdem sie zuvor abgewaschen worden sind, damit weder Erde noch Sand daran hängt. Eine halbe oder ganze Stunde nachher führt man sie einige Zeit in freier Luft herum, und giebt ihnen bei der Zurükkunft noch einmal von diesen Wurzeln, läßt sie alsdann ein wenig ruhen, und sezt sie dann wieder in

Bewegung. Fleißige, nicht zu heftige Bewegung in frischer Luft, mag auch viel zur Genesung der Pferde beigetragen haben.

V. Mittel, Razzen, Wanzen auch Maulwürfe zu vertreiben.

(Aus dem Schwedischen.)

Diese so lästigen Thiere und Insekten, können durch folgendes Mittel eben so leicht als sicher vertrieben werden. Im Herbst, wenn das Korn in den Scheunen und Feimen eingebanset wird, nehme man frisch abgebrochene Zweige von gemeinen Trauben- oder Vogelkirschen (Prunus padus, Linn.), und lege diese zwischen jede Schicht oder Kornhaufen, alsdenn wird man beim Ausdreschen das Korn unbeschädigt finden. In die Ekken der Kornhaufen werden auch Zweige von diesem Holze dicht gestekt, wodurch sie vor den Mäusen bewahrt bleiben. Auf diese Weise kann man sie auch aus Häusern, oder wo sie sonst nisten, vertreiben. Die Razzen pflegen in Schafställen oft ihren Aufenthalt zu nehmen, und es geschieht zuweilen, daß sie die jungen Lämmer beschädigen. Um die-

ser Unbequemlichkeit vorzubeugen, ist das beste, die Lagerstellen der Schafe jede Woche einmal mit frischen Zweigen von Vogelkirschenholz zu bestreuen, wo sie sich alsdann im Schafstalle gar nicht mehr aufhalten können, sondern vertrieben werden. Die Maulwürfe thun in Kohl- und Fruchtgärten auch großen Schaden; sobald solche bemerkt werden, stekke man abgeschnittene Zweige in ihre Gänge und Löcher, so fliehen sie endlich davon; eben dieses kann man auch in Hopfengärten und anderwärts, wo sie sich aufhalten, thun. Es ist auch mit Nuzzen versucht, die Wanzen dadurch zu vertreiben, daß man solche Zweige an die Wände und allenthalben wo sie sind, gesezt oder gelegt hat, deren Geruch das Ungeziefer verscheucht.

VI. Mittel wider die Räude der Schafe.

Die Räude der Schafe ist, wie bekannt, eine sehr üble Sache. Sie bringt die Thiere zurük, stört den Fortgang des Wollenwuchses, und da sie durch ein unleidliches Jukken zum beständigen Reiben reizt, wird die Wolle beim oftmaligen Reiben an harten Gegenständen theils abgerieben, theils in einander gewirrt, theils mit Theer unter dem Wagen, wohin

die räudigen Schafe so gern laufen, vollgeschmiert. Dieses Uebel ist über das noch sehr ansteckend, und ein einziges räudiges Schaf infizirt gar bald einen ganzen Stall.

Der Präsident der königlichen Gesellschaft in London, Doktor Banks, hat folgendes Mittel, und folgende Kurart wider diese Krankheit bekannt gemacht. Man nimmt

Quekſilber	1 Pfund,
venediger Terpentin	½ Pfund,
Terpentinöl	½ Pinte, *)
Schweinefett	4 Pfund.

Alle diese Dinge thut man in einen steinernen Mörser, und reibt sie gut zusammen, bis sich das Quekſilber innig eingemischt hat, und das Ganze zu einer durchaus gleichfarbigen blauen Salbe wird.

Der Gebrauch dieser Salbe ist folgender. Man scheitelt dem räudigen Schafe die Wolle, vom Kopf ab, den ganzen Rükken hin, bis auf den Schwanz hinab, auseinander, und in diese Wollscheitel streicht und reibt man etwas Weniges dieser Salbe mit dem Finger ein. Die Salbe läßt einen blauen Streif auf der Haut und in der benachbarten Wolle zurük, wel-

*) Die englische Pinte ist ohngefähr ein halb Stof.

cher aber weder der Haut noch der Wolle etwas schadet. Von der ersten Rükkenscheitel werden andere vorn über die Schultern, und hinten über die Hüften hinab bis zu den Beinen, so weit diese wollig sind, geworfen und eben so wie jene mit Salbe ausgestrichen. Ist das Thier schon sehr mit der Räude beladen; so macht man noch zwei andere Scheiteln längs den Seiten hin mit der Rükkenscheitel parallel, und auf der Mitte der Seite läßt man eine vom Rükken herablaufen, und alle diese Scheiteln salbt man, wie sich versteht, ebenfalls gut ein.

Man kann die Salbe auch auf den innern nakten Stellen der Schultern und Schenkel einreiben; ein Verfahren, das zwar viel kürzer ist, das aber auch mehr Beurtheilung und Vorsichtigkeit erfordert.

Wenn das Schaf gehörig eingesalbt ist, kann man es ohne Furcht der Weiterverbreitung der Räude unter die Heerde laufen lassen, denn es wird nun sicher keins der übrigen Schafe von ihm angestekt werden. Auch wird das gesalbte Schaf nun nichts weiter von der Krankheit, und noch weniger von der Salbe selbst zu leiden haben. Die räudigen Stellen troknen bald ab, das Jukken läßt nach, und das Thier ist in kurzer Zeit vollkommen geheilt. Uebrigens schiebt

man diese Kur doch nicht gern bis nach Michael, wo das Wetter schon kalt wird, und die Transpiration nur schwach ist, auf, wenn sie glüklich und bald von statten gehen soll.

Die Schafzäkke oder Schaflaus (Hippobosca ovina), welche den Schafen, bei denen sie sich zwischen die Wolle sezt und in das Fleisch einfrißt, so viel Schmerzen mit ihren Bissen macht, als durch das Blutabsaugen Schaden im Wachsthume thut, wird durch diese Salbe gänzlich getödtet und verstört, so daß das geplagte Thier alsbald von diesem schmarozzenden Ungeziefer frei und loskommt. Ein anderer Vortheil, der diese Salbe sehr empfiehlt. Zudem leidet die Wolle im geringsten nicht von der Applikation derselben; ja die englischen Wollhändler kaufen solche Wollschuren an denen sich Spuren der Anwendung der blauen Räudensalbe finden, lieber als andere ganz reine Wolle, weil sie dann überzeugt sind, daß die Thiere, welche sie trugen, gegen die Plage der Räude und der Zäkken geschirmt waren, daß die Wolle bei Befreitheit von diesen Uebeln ununterbrochen, und in gleicher Stärke, Dichtheit und Festigkeit fortwuchs, und daß sie folglich nicht zur Verwirrung und Knotenziehung geneigt ist, welches sich doch gewöhnlich mit

solcher Wolle, die durch Krankheit, Hunger und Abfall des Thieres am gleichen Fortwuchse verhindert ward, ereignet.

Diese Salbe und ihre Anwendungsart ward in den Jahren 1784, 85 ꝛc. in Linkolnshire in England durch einen gewissen Stephenson von Mareham bekannt gemacht, und sie ist seitdem, da man ihre Güte und Vorzüglichkeit erprobt hat, so in Schwang gekommen, daß die Räude, welche sonst der Schrekken aller Pächter dieses Gaues war, und vor welcher sich die Vorsichtigsten so fürchteten, daß sie nicht wagten ihre Schafe auf die fetten reichen Gemeindeweiden dieser Gegend zu treiben, jezt nicht mehr gescheuet wird, daß sie selten zum Vorschein kommt.

VII. Erfindung eines neuen Mittels, die Kartoffeln lange Zeit gut zu erhalten.

Herr Costel, in Frankreich, hat ein neues Mittel erfunden, wodurch die Kartoffeln sehr lange und länger als durch die gewöhnlichen Mittel sich unverdorben erhalten sollen. Der Erfinder zeigte dergleichen Kartoffeln vor, mit denen er vor sechszig Tagen die Probe

gemacht hatte. Sie waren sowohl innerlich als äusserlich noch vollkommen gut, und es ließ sich demnach erwarten, daß sie sich noch viel länger in diesem Zustande erhalten würden.

Die Französischen Berichte sprechen mit vielen Lobeserhebungen davon, und es wäre zu wünschen, daß unsere Landwirthe den Versuch ebenfalls anstellten, weil es denn doch im allgemeinen Gewinnst seyn muß, der Versuch mag nun gelingen, oder fruchtlos ausfallen.

Vorzüglich müßte bei einem solchen Versuche dahin gesehen werden, ob sie sich länger, als ein Jahr unverdorben erhalten, ob sie dann noch schmakhaft sind, ob sie zum Saamen taugen ꝛc.

Diese Erfindung hat übrigens das Verdienst der größten Einfachheit, so daß sie von jedermann und an allen Orten nachgemacht werden kann.

Das Verfahren selbst ist folgendes.

Man bringt in einem schiklichen Gefäße Wasser zum Sieden, und wenn es in vollem Sieden ist, hängt man die Kartoffeln, vermittelst eines gegitterten Korbes oder Nezzes, vier Sekunden lang so weit hinein, daß sie ganz von dem siedenden Wasser bedekt werden. Man nimmt sie nach Verfluß der vier Sekunden ge-

schwind wieder heraus, und breitet sie auf dem Boden hin. Das Feuer wird verstärkt, und wenn es wieder anfängt zu kochen, hängt man eine neue Menge Kartoffeln hinein, und fährt damit so lange fort, bis die ganze Quantität, die man dazu bestimmt hatte, in das kochende Wasser eingetaucht worden ist.

Diejenigen, die schon angefangen haben zu keimen, sollen dazu eben so tauglich seyn, als die andern.

Hierauf werden die so behandelten Kartoffeln an die Sonne, oder an einen andern troknen und luftigen Ort gebracht, damit sie so geschwind als möglich abtroknen. Nach dem Abtroknen bringt man sie auf den obersten Hausboden, oder sonst in ein luftiges und troknes Behältniß, um alle Feuchtigkeit davon abzuhalten. Man wendet sie öfters um, und läßt sie lieber ausgebreitet, als in großen Massen auf einander gehäuft liegen.

VIII. Oekonomische Anfrage.

Macht man irgendwo in Kurland aus den Beeren des Wasserholders einen Essig, und wie wird derselbe bereitet?

Ich erinnere mich, in irgend einem botanischen Forstbuche gelesen zu haben, daß man in Kurland aus den sonst ungenießbaren Beeren des Wasserholders einen Essig bereiten soll, mir ist das unbekannt, wäre es wahr, so verdiente dieser Strauch oder Baum mehr angezogen zu werden.

Für diejenigen meiner Leser, die ihn nicht kennen, dient folgende kurze Beschreibung desselben.

Der **Wasserholder**, lat. Viburnum Opulus, franz. Obier, Sambuc rosé, engl. Water Elder, Marsch Elder, Gelderrose, gehört zur Klasse der Pflanzen, die fünf Staubträger (Pentandria) haben. Seine breite dunkelgrüne Blätter, die dem Ahornlaube ähnlich sind, stehen gepaart, und haben drei tiefe Einschnitte und einen gezäheten Rand und starke Rippen. Auf der innern Seite jedes Blattstiels, stehen zwei erhabene eingekerbte und sehr deutlich zu bemerkende Drüsen. Er blüht wohlriechend und wächst im Mai und Junius in großen, umbellenförmigen breiten und platten Büschen, die von Blühten, die gemeiniglich ohne alle männlichen Geschlechtstheile und großblättrig sind, umgeben werden, und in deren Mitte sich die Zwitterblühten des Wasserholders befinden. Seine länglichtrunde saftvolle scharlachrothe Beeren sind im Okto-

ber reif. Jede Beere umhüllt einen einzelnen, platten, harten, fast herzförmigen Saamenkern. Die Haselhühner lieben diese Beeren vorzüglich, deswegen der Lette diesen Strauch Irbenaji, Irbene, von meschs irbe, das Haselhuhn nennt. Auf feuchtem Boden erreicht der Strauch eine Höhe von acht bis zwölf Fuß. Er läßt sich auch als Baum ziehen. (Der Schneeballenbaum ist nur eine Abart des Wasserholders und durch Kunst und guten Boden zum ansehnlichen gefüllte Blühten tragenden Strauch geworden). Er vermehrt sich durch den Saamen und Wurzeln, und wenn er abgeholzt wird; so schlägt er wiederum unten aus. Seine Zweige haben eine starke Markröhre in sich. Sein Holz ist zwar hart, spaltet aber sehr leicht. Die Schuhmacher brauchen es als Zwikholz und aus den schlankſten Zweigen macht man Pfeifenröhre. Seine Provinzialbenennungen oder Beinamen sind sehr zahlreich, als: Affholder, Droßelbeere, Fakkelbeere, Gooseflieder, Gänseflieder, Gelderrose, Kalinkenbeere, Malinenbeere, Markholz, Rosenholder, Schwalken- Schwelken- Schießbeere, Wasserahorn, Wasserflieder, wild Flieder- Zwikholz.

IX. Vom Kornraden, und deſſen ſchädlichen Wirkungen; aus dem Schwediſchen, von J. G. L. Blumhof.

Der Kornraden oder Radel, (ſchwed. Klint oder Klätt, findet ſich beym Linnée in Flora Svecica unter Nro. 383; er heißt Agroſtemma, Nigillaſtrum, Pſeudo-Mellantium, Lychnis ſegetum major, Lolium Githago). Sein Saame ſieht wie grobes ſchwarzes Pulver, hingegen der Kern darin ſehr weiß aus; er iſt ein im Winterroggen häufig wachſendes Unkraut, welches aber von den ſchoniſchen Bauern nicht beſonders ſchädlich gehalten wird, vielmehr halten dieſe dafür, daß er das Brod derb, obgleich ſchwarz mache; ſie glauben auch, daß es den von Roggen zubereiteten Brandwein vermehre.

Dieſes Unkraut hatte voriges Jahr ganz überhand genommen, weshalb ich den Saatroggen mit ziemlicher Mühe beim Ausdreſchen auf der Dreſchdiele davon reinigen und ausleſen ließ. Ich ſammelte etwa zwei und vierzig Mezzen, welche ich, da das Brennen des

Brandweins verboten war, nicht besser anzuwenden wußte, als sie den vier Schweinen, welche damals aufgestellet waren, zum Mästen zu geben. Es wurde also der Radel zu Mehl gemahlen, mit etwas Schrot vermengt und ihnen vorgesezt. Im Anfange fraßen sie einige Tage davon, nachher aber wollte es nicht mehr schmekken. Man ließ also dieses Radelmehl mit der Hälfte von Kornmehl aufmengen, und Brodte daraus bakken, welche diesem Vieh in Trögen vorgelegt wurden; aber auch hieran hatten sie keinen Geschmak und fingen darnach zu kranken an, so daß ich merkte, daß dieses Futter ihnen nicht dienlich sey, weshalb sie nachher reines Kornschrot bekamen, welches nur mit einigen Handvoll Radelmehl vermischt war; so wie sie dieses fraßen, kamen sie gut fort und wurden gut gemästet. Aber während diesem und im Anfange, da die derbern Portionen von Radelmehl und Brodten genommen, und den Schweinen in den offenen Trögen gegeben wurden, schlichen sich kalekutische Hähne, Hühner und Enten dabei, um mitzufressen, welche meistens alle davon krank wurden, und drei Hähne, vier Enten und einige Hühner starben in kurzer Zeit weg. Sobald ich merkte, wovon dieses herrühre, ließ ich die übrigen von diesem Fressen ent-

fernen, einsperren und sie erfrischten sich auch, außer zwei kalekutischen Hühnern, welche über zwei Monate nachher sich noch krank befanden, und endlich Löcher in die Kröpfe bekamen, welches dieses Kornradenmehl verursachte. An diesen beiden nebst den übrigen bereits gestorbenen, wurden die Ursachen der Krankheit weiter untersucht; man fand den Kropf sehr hart, obgleich die Speise darin außerhalb des Kropfes zerflossen war. Als die Federn abgerupft waren, war die Haut roth und blasig, wie von innerlicher Hizze verbrannt. Hieraus kann man immer schließen, daß diese Kornraden, in einiger Menge gebraucht, für alle diese Geschöpfe ungesund und schädlich sind. Was sie aber auf den menschlichen Körper für eine Wirkung haben, dieses kommt auf das Urtheil und die Erfahrung der Aerzte an, obgleich der Bauer in Schonen ihn im Brodte auf keine Weise schädlich hält, wie schon im Anfange gesagt worden. Zur Warnung für andere Haushalter wird diese Erfahrung hier bekannt gemacht; aber auf was Weise man den Saamen dieses Unkrauts nunmehr in der Haushaltung benuzzen kann, bleibt eine Frage, deren Beantwortung der Zukunft überlassen bleibt.

X. William Whites Methode, das Leder ohne Eichenrinde zu gerben.

White, ein Gerber in England, hat den Versuch gemacht, einige Häute und Kalbfelle ohne alle Eichenrinde, mit bloßen Eichenblättern zu gerben, und gefunden, daß es dadurch nicht allein eben so geschwind gegerbt wird, sondern auch eine eben so große Gewichtszunahme erhält, und mit einem Wort, eben so gut zu gebrauchen ist, als wenn es mit Eichenrinde (Lohe) gegerbt wäre. Die Blätter waren zu Ende des Maimonats gesammelt worden, und die Kosten des Sammelns beliefen sich nicht höher, als die gewöhnlichen beim Einsammeln der Rinde. Die Blätter müssen eben so wie das Heu, getroknet werden. Denn wirft man sie ungetroknet übereinander; so erhizzen sie sich, und verderben. Die Eichenblätter taugen zum Gerben besser, wenn man sie im Oktober sammelt, und zu dieser Zeit thut das Entlauben den Bäumen keinen Schaden, weil sie ohnedies zu dieser Zeit von der Natur der Blätter beraubt werden. Bei

nassem Wetter bringt man die Blätter in einen Schuppen, ohngefähr zwei bis drei Fuß über einander, wendet sie des Tags einmal um, bis sie trokken und zum Gebrauch geschikt sind.

Durch Versuche hat White gefunden, daß dreißig Pfund Blätter eben so viel Dienste thun, als ein Zentner Rinde, und er glaubt, daß durch den Gebrauch der Blätter viel Rinde könne erspart werden. Das Troknen der Rinde am Feuer, das Stoßen und Sieben macht ebenfalls Kosten, die bei den Blättern wegfallen.

Das Leder endlich, welches White mit bloßen Eichenblättern gegerbt und als Probe vorgelegt hat, ist, nach dem Ausspruch und eigenhändiger Namensunterschrift von acht Lohgerbern, von gleicher Güte mit dem Leder befunden worden, welches auf die gewöhnliche Weise zubereitet ist.

XI. Für Jagdliebhaber.

Zum Nuzzen und zur Bequemlichkeit solcher, die gern Wassergeflügel schießen, führe ich hier ein untrügliches Mittel an, ihre Stiefel gegen das Eindringen des Wassers und aller Feuchtigkeiten zu sichern. Zu dem

Ende müssen die Stiefel von weichem gut zubereiteten Rindsleder gemacht, und durch Güte desselben und dichtes Nähen so wasserdicht als möglich seyn.

Man nehme:

Talg, ein halbes Pfund,
Schweinsfett, vier Unzen,
Terpentinöl, zwei Unzen,
frisches gelbes Wachs, zwei Unzen,
Baumöhl, zwei Unzen;

schmelze dies alles in einem irdenen Tiegel zusammen, und rühre es während des Schmelzens wohl um.

Den Abend vorher, da man Wasservögel schießen will, muß man die Stiefel, die nicht feucht seyn dürfen, bei einem hellen Feuer allmählich erwärmen; und wenn sie recht durchgewärmt sind, mit obiger Zusammensezzung, die sehr gelinde, so, daß die Hand sie eben verträgt, geschmolzen ist, stark eingerieben werden, so viel als das Leder einsaugen kann. Die Stiefel werden am andern Morgen beim Anziehen etwas steif seyn, allein die Wärme des Beins wird sie bald wieder weich machen. Sind die Stiefel neu, so ist es gut sie vorher erst einige Zeit zu tragen, damit die Fettigkeit, welche neues Leder gewöhnlich enthält, erst auszieht, bevor sie eingerieben werden.

Mit dergestalt zubereiteten Stiefeln kann man ganze Tage in Morästen und Sümpfen waden, ohne sich vor Nässe und Feuchtigkeit zu fürchten. Man wird zuverläßig mit troknen Beinen und Füßen nach Hause kommen.

XII. Probates Mittel, um das Sauerwerden des braunen Biers zu verhüten.

Man nehme zu der Zeit, wenn der Hopfen in der Pfanne anfängt zu sieden und die widrige Bitterkeit verliert, dagegen aber eine angenehme Bitterkeit erhält, kurz vor dem Zu- oder Vollfüllen der Pfanne, **eine Kugel weißes reines Fichtenharz**, und zwar so groß, daß man selbige zwischen beide Hände fassen kann, werfe solche sodann zerstükt, stükweise in der Pfanne herum, und rühre sie wohl um. Das Bier nimmt nicht den geringsten harzigen Geschmak davon an, und wird dadurch dergestalt präservirt, daß es niemals einen säuerlichen Geschmak bekommt, vielweniger ganz sauer wird. Die Probe ist bereits öfters gemacht und vollkommen richtig befunden worden: man hat sogar eine Kanne solchen Biers über vierzehn

Tage auf dem besten Essigstok und auf dem warmen Ofen stehen lassen, ohne die mindeste Säure dabei zu verspüren.

XIII. Vom Abbakken oder Troknen des Obsts.

Gewöhnlicher Weise pflegt man verschiedenes Obst, als Pflaumen, Birn, Aepfel u. a. entweder blos in den Bakofen zu schütten, oder aber in hierzu besonders eingerichteten Bakhäusern oder sogenannten Obstdarren zu troknen; allein da das Obst nach dieser Methode theils sehr unrein, theils verbrannt, theils auch sehr viel Holz unnüz verschwendet, folglich der wahre Nuzzen auf diese Art nicht erlangt wird; so haben angesehene gute Landwirthe ein anderes Mittel erfunden, um die oben bemerkten Unbequemlichkeiten und vielen Holzaufwand zu vermeiden, und dieses bestehet darinnen: daß sie alles Obst auf hierzu angefertigten Malzdarren, welche aus großen irdenen Kachels verfertiget werden, mit wenigem Holzaufwand, auch vollkommen reinlich und schön abbakken können, welches daher an solchen Orten, wo man viel Obst abzubakken genöthiget ist, allerdings empfohlen und nachgeahmt

zu werden verdient. Kleine Landwirthe, die nur wenig Obst abzutroknen haben, und dergleichen gedachte Darren nicht errichten können oder wollen, müssen jedoch die Vorsicht gebrauchen, ihr abzubakkendes Obst nicht in die gewöhnlichen Bakofen auf den bloßen Heerd zu schütten, sondern sich hierzu wenigstens ordentliche Horden verfertigen, das Obst darauf legen, und auf diese Art erst in ihre Bakofen zum Abtroknen bringen.

XIV. Stärke aus wilden Kastanien zu verfertigen.

Man macht von den Kastanien die Schalen ab, stampft sie in einem Troge oder Mörser, schüttet die gestampfte Masse in ein hölzernes Gefäß, füllet dasselbe mit kaltem Fluß- oder Regenwasser, läßt es in Ruhe stehen, bis die in Bewegung gekommene Masse wieder zu Boden gefallen, und die Brühe, die einen sehr sauern und zusammenziehenden Geschmak hat, klar ist. Diese gießt man allmälig ab, schüttet den Bodensaz in einen groben Sak, läßt ihn in einem andern Gefäße mit bloßen Füßen austreten, den erhaltenen

weißen Saft, so wie bei andern Stärkmanufakturen gebräuchlich ist, mit reinem Wasser aussüßen, und endlich troknen. Die in dem Sakke übriggebliebenen groben Theile dienen zum Schweinefutter, die saure Brühe aber zur Benezzung einer andern Portion gestampfter Kastanien, indem sie die Fermentation weit mehr als gewöhnlich Wasser befördern.

Geoponika

eine

ökonomische Monatsschrift

für

Kur- und Lievlands Bewohner.

Ersten Jahrgangs Drittes Stük.

September 1798.

I. Ueber Viehseuchen und deren Vorbauungs- und Heilmittel.

Ein Jahrzehend ist verflossen, seitdem uns in Kurland das fürchterliche mit der Pest verschwisterte Uebel der **Viehseuche** allgemein ängstete und traf, und wenige Jahre sind's, da einige Gegenden, besonders die seelburgische und mitauische Oberhauptmannschaften, von dieser grauenvollen Landplage geschrekt wurden. Damals empfanden unsere lievländischen Nachbaren ihre Wuth, und sie drohte allgemein zu werden.

Obgleich wir, wenn wir auf die Zucht, Wartung, Pflege und Behandlung unsers Viehes, nur einen Blik werfen, sehr gegründete Ursachen haben, uns mehr darüber zu wundern: daß wir nicht jährlich von dieser Landplage heimgesuchet werden, als daß sie sich nur dann und wann zeiget; so wird doch jeder gefühlvolle Mann, dem Gesundheit und Vermögenerhaltung seiner Mitbrüder theuer ist, bei der Nachricht: wenn

sich wieder eine Hornviehseuche äußern würde, gewiß gerührt seyn, und, ohne selbst Oekonom und Heerdenbesizzer zu seyn, gerne alles zur Unterdrükkung und Verbannung dieser Schwester der Pest beitragen.

In dem größten Theile Deutschlands, in einigen Gegenden Hollands, in den Römischkaiserlichen Staaten, hat man seit der Hälfte dieses Jahrhunderts alles angewandt, um die Viehseuche dadurch zu entfernen und ihr den Zugang zu erschweren: daß man durch die zwekmäßigsten Mittel, durch die größte Sorgfalt für gesundes Viehfutter, durch gute Ställe und Reinlichkeit, die Erhaltung des Viehes zu sichern und zu erhalten suchte. Im Königreiche Preussen ist man schon sorgloser, und wir können auf den Ruf, noch sorgloser gewesen zu seyn, den allergegründetesten Anspruch machen, und mit einem sehr namhaften Lande wetteifern, wo jezt aber für die Verfassung der Viehzucht ein klassisches Werk unter der Direktion eines Mannes erschienen ist, von dem die Abhandlung über die Kuhzucht in dieser Monatsschrift ist.

Von 1600 an bis jezt hat Kurland zwölfmal die Viehseuche, die größtentheils aus Polen zu uns kam, erlitten, und man hat bis zur Unterwerfung unter Rußland noch an keine Anstalten gedacht, uns auf die

Zukunft zu sichern. *) Es schien, als suchte man dieses Uebel recht geflißentlich einzuladen. Es würde theils zu weitläuftig, theils unnüz seyn, die Fehler, die bei unserer Viehzucht herrschen, die zwekwidrige Bauart unserer Viehställe, oder nach unserem Provinzialausdruk Pfahllande **), die Fehler unserer Futterung, der Erziehung, kurz der ganzen Behandlungsart einzeln zu rügen. Zu weitläuftig, weil der Misbräuche Legion sind. Zweklos, weil die mehresten Menschen für's Bessern keinen Sinn haben, weil bei denen, die die Wartung des Viehs besorgen müssen, Unwissenheit mit Eigensinn gepaart geht, weil es so bequem ist, bei den alten einmal eingeführten Gewohn-

*) Welche Vorsichtigkeitsregeln, bei einer sich ereignenden Viehseuche, in Rußland beobachtet werden müssen, S. Ihro Kaiserlichen Majestät Katharina II. Verordnungen zur Verwaltung der Gouvernements des Russischen Reichs. XVIII. Hauptstük §. 241 und XIX. Hauptstük §. 263. man vergleiche damit die Kaiserlichen Ukasen vom 17. März 1746, vom 21. Jul. 1747, vom 31. Januar 1764, und vom 13. Dezember 1783.

**) So und nicht Vahland muß es geschrieben werden. Die alten Letten und Kuren hatten keine Viehställe, sondern hielten ihr Vieh, wie die Hottentotten, in großen mit zugespizten Pfählen umzäunten Plätzen.

heiten zu beharren. Zufrieden mit den von der Viehzucht bisher erhaltenen Einkünften, übet man die Tugend der Verleugnung des Zeitlichen so sehr, daß man daran gar nicht denkt, durch etwa bessere Einrichtung und Abschaffung der bisherigen Misbräuche, seine Einkünfte zu verdoppeln, die Viehzucht zu vervollkommnen und mehr lohnender zu machen. In der Oekonomie hat so jeder neue Vorschlag, gewähre er auch den herrlichsten Nuzzen, immer seine Gegner gefunden *). Ein Schikſal, das mehrere Zweige des menschlichen Wissens erfahren haben. Die Aufhebung der Gemeinheiten in Deutschland, die Stallfütterung, Anbau der Wiesenkräuter, Kleebau, Durchseuchungskur u. a. dgl. Dinge, bestätigen diese Behauptung. Viele sehen dergleichen nuzbare Vorschläge als Demüthigung und Herabwürdigung des Verstandes ihrer in Gott ruhenden Vorfahren an, und wer hält nicht das Gedächtniß seiner entschlummerten Lieben in Ehren! Wir Kurländer wenigstens dürfen uns den Vorwurf: von den väterlichen Sitten und Gebräuchen in

*) Charlatanen ist es indessen gelungen, durch ökonomische Arkane, z. B. durch Düngungssachen, die jeden Akker fruchtbar machen sollen u. dgl., wenn noch nicht den Beifall, so doch wenigstens das Geld ihrer leichtgläubigen Zeitgenossen zu erhalten.

der Oekonomie, im Forstwesen, in der Viehzucht abgewichen zu seyn, nicht machen. Es ist in der Art unsere Felder zu bearbeiten, in der Behandlung des Viehs, in der Bauart unserer Ställe und der übrigen Wirthschaftsgebäude *) fast alles so geblieben, wie's im vorigten Jahrhunderte war. Indessen fängt man doch in unserm Zeitalter an — Dank sey's der Vorsehung — immer mehr und mehr einzusehen: daß die Landwirthschaft eine der unversiegbarsten Quellen von Reichthum und Wohlhabenheit für jeden Staat ist, und daß, nach dem Maaß ihrer Verbesserung, auch das Glük des Landbewohners sich sichtbar vermehret. Deswegen hat man auch alle Zweige der Oekonomie zu veredeln gesucht, und mit der Fakkel der Philosophie die Nacht verjährter Vorurtheile erhellet — Bei uns ist im Akkerbau, in der Vieh- und Schafzucht, im

*) Auf einigen Gütern findet man doch Wirthschaftsgebäude, die von der gewöhnlichen hier üblichen Bauart sich entfernen. z. B. in Firkshof ist das Pfahlland nach meklenburgscher Art gebauet. Auf einigen, größtentheils ehemaligen Gütern des Fürsten, sieht man steinerne Wirthschaftsgebäude und andre Bauten, ganz im elenden Geschmak der im Elsaß üblichen Speicher und der Wirthschaftsgebäude erbauet, die man an den Ufern der Garonne findet, und deren Bauart längst getadelt worden.

Wiesenbau, so gut als keine Neuerung eingeführt, treu den ökonomischen Grundsäzzen des Alterthums, ist ökonomische Nachahmungssucht eben nicht unser Fehler.

Ein verdienstvoller thätiger Gelehrter in Mitau, entwarf vor zwölf Jahren einen Plan zur Errichtung einer ökonomischen Gesellschaft in Kurland. In jedem Lande haben dergleichen Sozietäten den unleugbarsten Nuzzen gestiftet. So haben in Spanien die ökonomische Gesellschaft der Vaterlandsfreunde zu Madrid *) und die von ihr abhängigen ökonomischen Gesellschaften zu Toledo, Guadalajara, Segobia, Abila und Talawira die Aufnahme des Akkerbaus und jede ökonomische Industrie sichtbar erwekt und befördert. Schweden hat die immer mehr und mehr sichtbar werdenden Veredlung der gesammten Oekonomie der grossen patriotischen Gesellschaft des Königreichs zu danken **). Wieviel Gutes von der Rußisch Kaiserl. freien

*) Einen Auszug aus den Statuten dieser Gesellschaft findet man im deutschen Museum 78 Stük 1781. Seite 3 bis 13. Ihr Sinnbild besteht aus einer Schaumünze, auf welcher Akkerbau, Industrie und Künste simbolisch dargestellt sind, mit der Inschrift: Socorre enfennando (Succurrit docendo.)

**) Ihre Unternehmungen werden aber auch von der Regierung und den Reichsständen unterstüzt.

ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg *) gewirket worden, wem kann das unbekannt seyn? Von dem unleugbaren Nuzzen einer solchen Gesellschaft überzeugt, interessirten sich, als oberwähnter Gelehrter seinen Plan bekannt machte, viele verehrungswürdige Edelleute und einige Geistliche für die Verwirklichung desselben, und dennoch kam die projektirte Gesellschaft nicht zu Stande. Lievlands nuzbare ökonomische Sozietät entstand mit einer bewundrungswürdigen

Schwedens Gelehrte vom ersten Range haben über Landwirthschaft, Haushaltungskunst und deren Zweige, gründliche und nüzliche Abhandlungen geschrieben, und auf ihren Universitäten ist man der gelehrten Spiegelfechterei und alle den akademischen Disputationsgrillen so untreu geworden, daß man sogar Abhandlungen über ökonomische Gegenstände aufs Katheder gebracht und in schwedischer Sprache vertheidigt hat. Versuch über Schwedens Geschichte und dermalige Staatsverfassung. Stralsund 780.

*) Diese Gesellschaft, die die Aufmunterung des Akkerbaues und der Haushaltungskunst im rußischen Reiche zu ihrem Zwek hat, ist auf Veranlassung des Reichsfürsten Grigori Orlow im Jahr 1765 gestiftet, von der unsterblichen Kaiserin Katharina, den 31. Oktober desselben Jahres bestätiget, und außer der Erklärung, daß das Kaiserliche Kabinet die Drukkosten für die Werke der Gesellschaft für beständig übernehmen werde, sogleich mit 6000 Rubel beschenkt.

Schnelle, und der Patriotism ihrer Mitglieder sichert ihr eine lange Dauer, als eine Belohnung des vielen Guten, das sie schon vollendet hat. — Es ist eine alte Erfahrung, daß wenn jemand einen guten Gedanken hat und macht ihn bekannt und legt ihn seinen Mitbürgern vor, damit er ausgeführet und realisiret werde; so ärgern andere sich, daß sie ihn nicht hatten, daß andere klüger als sie seyn wollen, und so sucht man die Ausführung jedes nuzbaren Entwurfs und Vorschlags zu hindern und denselben in einem gehäßigen Lichte zu zeigen. Man redet nirgends mehr vom Patriotism und findet ihn weniger als hier. Bei jeder Handlung denkt man sich immer Eigennuz als die einzige Triebfeder derselben. — — — —

Diese Blätter sollen die

zweckmäßigsten Vorbauungs- und Heilmittel wider die Viehseuche

enthalten.

Jeder Gutsbesizzer, jeder der Vieh hat, muß bei dem Gedanken an einer Viehseuche die Fragen aufwerfen:

Wie kann ich mein Vieh vor der verheerenden Seuche schüzzen? und

Ist kein gewisses Mittel vorhanden, um ein an der Seuche krankes Vieh zu retten?

Die erste Frage könnte man dadurch sehr leicht, wahr und kurz beantworten: „Man muß nur immer „bei der Behandlung des Viehs, ganz das Gegentheil „von dem thun, was man bisher zu thun gewohnt „war," wenn der Verfasser sich's nicht vorgenommen hatte, darüber etwas weitläuftiger zu seyn.

Wollte der Himmel, man könnte die zweite Frage, so leicht als die erste beantworten. Denn obgleich man in allen Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht hat; so ist doch die Vieharzeneikunde noch immer im Stande der Kindheit. Man hat zwar durch Stiftung der Vieharzeneischulen etwas zur Linderung der körperlichen Leiden dieser unentbehrlichen Hausthiere beigetragen, aber doch den Pferden eine größere Aufmerksamkeit als dem Hornvieh geweihet. Durch öftere kunstmäßige Zergliederung der erstern, die immer oft leidenden Theile besser kennen gelernt, von dem Nuzzen mancher Mittel Gewißheit erhalten, und so steht die Roßarzeneikunde eine ganze Stufe höher als die übrige Vieharzeneikunde, um der sich denn doch auch in neuern Zeiten Oesterreicher und Franzosen verdient gemacht haben. So lange Scharfrichter, Schäfer, zahnlose Weiber und verlaufene Fahnenschmiede, die Vieharzeneikunde zu einem wahren Mo-

nopol machen, so lange nur Leute aus den niedrigsten Ständen mit ihrer Ausübung sich beschäftigen; so lange ist es unmöglich, der Hornvieharzeneikunde den so nöthigen Grad der Vervollkommung zu geben. Von dieser ebengenannten Menschenklasse rühret auch der jämmerlich elende Mischmasch, den man in den Mitteln gegen Viehkrankheiten findet, und so manche abergläubische Kunststükke her. Doch schaden diese leztern weniger als die erstern, die oft geschikter sind, das Vieh zu tödten, als zu retten. Einige Gelehrte haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, dies dunkle noch wenig angebaute Feld zu bearbeiten, und haben sich dadurch einen Plaz in der Reihe der Wohlthäter der Menschheit erworben. Viele begingen aber den Fehler, der ihre ruhmvollen Bemühungen sehr erschweren mußte, daß sie einen ganz eigenen Weg gingen, nicht den schon eingebahnten fortwandelten, und sich die Erfahrungen unserer Aerzte, Chemiker und Kräuterkenner sehr wenig zu Nuzze machten. Da doch schon Dr. Barberet *) sagt: Wenn wir die menschliche Körperzergliederung mit der thierischen ver-

*) Ueber die epidemischen Krankheiten des Viehes, eine von der Königl. französischen Gesellschaft des Akerbaus gekrönte Preisschrift.

gleichen; so werden wir belehret: daß die innere Beschaffenheit der thierischen Körper wenig von der unsrigen unterschieden sey, die thierischen und die zum Leben gehörigen Verrichtungen, die Absonderungen, geschehen auf eine nämliche Art, warum will man denn bei den Krankheiten der Thiere nicht eben dieselben Mittel anwenden, deren wir uns bei den unsrigen bedienen?

Diese Grundsäzze sind bei der Anzeige der folgenden Heilmittel beobachtet. Bekannte Mittel, deren Zusammensezzung einem jeden, der nur oberflächliche Kenntnisse der Chemie und Heilkunde besizt, gleich bei der ersten Ansicht sehr ungereimt vorkommen müssen, sind verbessert, andere Mittel wider die Viehseuchen aber, deren Wirksamkeit durch viele Proben bestätigen, sind ganz unverändert hergesezt.

1. Vorbauungsmittel.

Gebrauch des Salzes.

Man lasse wenigstens alle Woche zweimal jedem Stük Vieh Salz reichen. Auf jedes große Stük rechne man drei Loth und auf Kälber, Schafe, Ziegen und Schweinen nur zwei Loth. Man erzeigt dem Vieh dadurch eine Wohlthat. Das schlechteste Futter wird

dadurch genießbarer gemacht, die schlechte Beschaffenheit des Wassers verbessert und die Milch des Viehs vermehret. Billig sollte jeder Erbherr mit seinem Beispiel vorgehen, und dann darauf halten: daß auch seine Bauern eine gewisse Porzion Salz für ihr Vieh verbrauchen müßten. Bei unsern Nachbaren in Preußen hat die Regierung durch eigene Befehle dafür gesorgt, und wenn gleich dieses Edikt nicht die reinste Quelle haben mag; so ist doch die Wirkung desselben dem Lande und jedem Viehbesizzer vortheilhaft.

Reinigkeit der Luft.

Man sorge, daß das Vieh die möglich reinste Luft einathmen kann, und daß die Ställe von Zugluft gehörig durchstrichen werden. So fand ich auf einem ehemaligen herzoglichen Allodialgute, die Viehställe ohne alle Luftlöcher und deshalb war es auch kein Wunder, daß das Vieh von der Lungensucht befallen wurde, daß diese sich in der Heerde unglaublich schnell verbreitete, und der Arrendebesizzer in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl Milchvieh verlor. (Sollte diese Monatsschrift fortgesezt werden, so behält sich's der Verfasser vor, eine besondere Abhandlung über die beste Bauart der Viehställe nebst einem Abriß derselben

zu liefern.) Das Räuchern kann ich wegen der Bauart der niedrigen Oberlage der Strohdächer unserer Ställe und des allenthalben umher liegenden Strohs nicht empfehlen, da so leicht ein Unglük entstehen kann, dessen Folgen dann noch drükkender als eine Viehseuche seyn können. Man muß also andere Mittel anwenden, und das wäre das folgende.

Man hänget Knoblauch oben an die Oberlage des Stalls, den folgenden Tag wird man den Knoblauch um so welker finden, je dikker und unreiner die Luft des Stalls ist. Wie bekannt, saugen Bäume und Gewächse einen sehr großen Theil schädlicher Ausdünstungen an sich, man stelle also in die Winkeln der Ställe Fichten *)= Kiefern **)= oder Birkenzweige, doch

*) Roth=Tanne, Gräne, Pinus Abies, lettisch Skuijas kohks.

**) Föhre, wilde Fichte, Perge, Kiehnbaum, Pinus sylvestris, lettisch Prede.

Eben so rathsam wäre es, bei den Viehställen Bäume, besonders die ebengenannte Nadelhölzer zu pflanzen, weil die Spizzen derselben nicht nur eine Menge schädlicher Dünste einsaugen, sondern weil sie selbige verbessern und eine größere Menge dephlogistisirter Luft, als andre Gewächse, im Sonnenschein und bei Tage, der Atmosphäre mitzutheilen gewohnt sind, ausathmen.

sind jene vorzüglicher. Der Knoblauch *) muß immer sorgfältig und tief vergraben werden. Wer zur Erreichung eines guten Endzweks keine Kosten scheut, dem rathe ich noch als ein Luftreinigungsmittel den Gebrauch des Essigs, obgleich ich es sehr wohl weiß, was Chemiker und neuere Aerzte gegen dieses Räuchern mit Essig in Krankenstuben sagen, so ist doch ein Viehstall keine Krankenstube. — Man lasse einen eisernen Kessel nehmen, in denselben geglühte Steine werfen und dann in den Ställen guten scharfen Essig **) darauf gießen, so daß der Dampf aller Orten sich verbreiten und das Vieh ihn einathmen muß. Dem Vieh aber gebe man als wahres Präservativ etwas Pottasche und gleich darauf lasse man dasselbe Essig nachschlukken.

*) Allium sativum L. lettisch Swehtini.

**) Ein sehr wohlfeiler Essig, dessen Bereitungsart sehr leicht, ist folgender: Man nimmt ein halb Pfund gestoßenen Weinstein (Tartarus crudus) ein Stof Probebrandwein, vermischet das mit zehn Stof Wasser in einem guten und reinen Anker, dessen Oefnung (Spund) mit Heede oder mit irgend einem Tuche verstopft wird, und läßt das Gefäß zwei Monat stehen, nur muß es dann und wann gerüttelt werden. Einige werfen auch ein Paar Handvoll Kranichsbeeren (Sumpfbeeren, Moosbeeren, Vaccinium oxicoccos, lettisch Dserwenes) ins Gefäß.

Verschiedene Viehärzte empfehlen als einziges Vorbauungsmittel vor der Viehseuche den Honig, dessen Gebrauch, außer daß er auch schon kostbarer, als die hier angezeigten und noch anzuzeigenden Mittel ist, in dem angezeigten Falle, meiner Meinung nach, wenig leisten kann, weil er, wegen seines Oels, das in der Quantität, in der es das Vieh bekommen muß, in nicht geringer Menge befindlich ist, das Phlogiston des Bluts mehret, und es zur Entzündung und Fäulniß geschikter macht.

(Die Fortsezzung folgt nächstens.)

II. Vorschläge zu einer Feuerordnung, und Plan zur Errichtung einer Brandversicherungssozietät.

Unter allen den furchtbaren Unglüksfällen, die den Wohlstand der zivilisirten Menschen so plözlich zernichten können, sind Feuersbrünste, Erdbeben und Ueberschwemmungen, die fürchterlichsten Uebel. Sie, diese ersten Herolde des kommenden Jammers, sind es, die in wenig Augenblikken den Reichsten zum ärmsten Bettler umschaffen, den Armen auf eine noch tiefere

Stufe des Elendes, der Dürftigkeit und jahrelangen Jammers hinunterstoßen, die prachtvollsten Städte sammt ihren Reichthümern, himmelanstrebenden Pallästen, allgemeingepriesenen Kunstwerken, in öde Schutthaufen verwandeln, und ganzen Ländern langblutende Wunden schlagen. Von der Geißel des Erdbebens und der Ueberschwemmung, sind indessen viele Oerter durch ihre natürliche Lage gesichert; allein das Feuer kann, wegen seines allgemein verbreiteten Daseyns, an einem jeden Orte seine Verwüstungskraft zeigen, und über Alles sein grausenvolles Flammenschwerd zukken. Es ist nicht mein Vorsaz, hier die Schrekken und das ganze schauderwürkende Gefolge einer Feuersbrunst zu schildern, deren lodernde Flamme dem nahen Zuschauer das Mark durchbebt, und dem fernen ein fürchterliches Schauspiel gewährt. Wer kennt nicht die traurigen Begleiter desselben, die in den Städten, wo das Eigenthum des Einen, und mit diesem zugleich Ruhe und Glük an dem Eigenthum des Andern so nahe grenzt, bei einer Feuersbrunst ach! so sichtbar und so fühlbar sind. Der Zwek dieser Blätter sey Sicherung der Wohnung, und des Eigenthums gegen allverzehrende Flammen.

Freilich hätte schon lange Sorgfalt für unser und

unserer Mitbürger Eigenthum, auch eine Feuerordnung, dies so nothwendige Stük einer Polizeiverordnung, für unsere Herzogthümer schaffen sollen, da besonders seit der Hälfte dieses Jahrhunderts, und vorzüglich in diesem Jahrzehend, so häufige Feuersbrünste beträchtliche Theile der vornehmsten Städte Europens, angesehene kleine Städte fast ganz, Königliche Palläste, Fürstenhäuser, prachtvollgebaute Kirchen zertrümmert, Denkmäler der Kunst, Werke des menschlichen Wissens und die vieljährigen Früchte menschlicher Thätigkeit und Würksamkeit in Asche verwandelt haben. Die Gefahr, in der Mitau beim lezten Brande des Fürstlichen Schlosses schwebte, die Einäscherung eines beträchtlichen oberländischen Flekkens *), alles dieses, verbunden mit dem Beispiel anderer Staaten, hätte uns schon längst zu mehrerer Vorsicht bei unserer Feuerwirthschaft, schon längst zur Errichtung einer Feuerversicherungssozietät bewegen müssen.

Die Beantwortung der jezt natürlich folgenden Frage: „Warum ist das bis jezt noch nicht geschehen?“ wollen wir um so mehr übergehen, da ein jeder, der die Verfassung und den Gemeingeist seines Vaterlandes

*) Illurt.

kannte, sich diese Frage sehr leicht beantworten kann. Das Alte ist vergangen, und der Schleier des Vergessens möge darüber ruhen! Was bis jezt noch nicht geschehen ist, sollte das immer ungeschehen bleiben? Das wäre nicht gut, nicht wünschenswürdig!

Wir haben leider! bis jezt keine eigentliche Art von Feuerordnung gehabt. In einigen Städten existirte so ein Stük davon; fürs platte Land aber war keine, obgleich der Bauart unsrer Wohnungen und unserer Feuerökonomie wegen, sie in keinem Lande nöthiger als bei uns war. Immer blieb die Art, mit Feuer umzugehen, der Willkühr und dem sittlichen Gefühle eines jeden Individuums überlassen. Es war schon bemerkungswerth, wenn in den Höfen, das beim Bauern so gewöhnliche Tabakrauchen in den Riegen, Ställen, Strohscheunen und an andern gefährlichen Orten, verboten wurde. In den Gesinden kann jeder mit dem Feuer wilkührlich umgehen, und es ist nichts neues, Kinder in der Nähe von Flachs, mit brennenden Holzspänen spielen zu sehen. Würden wir doch bald von diesen Misbräuchen so sprechen können, wie ich hier schreibe — sie waren.

Jezt über die Nothwendigkeit einer Feuerordnung auch nur eine Silbe zu sagen, hieße beides, den Ver-

stand und das Gefühl meiner Leser in mehr als einer Rükſicht beleidigen! Die Menſchen haben den Bliz entwafnet und Verſuche gemacht, das Erdbeben zu zügeln; ſollten wir nun nicht ein Uebel, das doch mehrentheils durch Menſchenſchuld verurſacht wird, bekämpfen und vermeiden können?

Wenn es ganz unſtrittig weiſer gehandelt iſt, zu fürchtende Krankheiten oder mögliche Unglüksfälle lieber vorzubeugen, als ſie zu erwarten, und denn erſt auf Heil- und Rettungsmittel zu denken; ſo muß auch eine gute Feuerordnung, nach dieſem für wahr anerkannten Grundſaz, ſich vorzüglich und immer zuerſt mit den zwekmäßigſten Veranſtaltungen, wodurch das Entſtehen und die Ausbreitung einer Feuersbrunſt möglich verhütet werden kann, beſchäftigen, und ſodann erſt das Verfahren und die Mittel ſie zu löſchen, vorſchreiben. Folgende drei Fragen, die den Inhalt dieſer Blätter ausmachen ſollen, verdienen daher die beſondere Aufmerkſamkeit meiner Leſer, deren genaue vorurtheilsfreie Prüfung ich für meine Beantwortung wünſche.

Wie ſoll man ſich vor Feuerſchaden hüten, oder wie kann man Feuersbrünſten vorbeugen?

Welches ſind im Fall eines Ausbruchs, die

besten Mittel und nothwendigsten Veranstaltungen, um das Feuer zu löschen, und seiner Gewalt schnelle Schranken zu sezzen, um so den Brandschaden so viel als möglich zu verringern? und endlich,

Wodurch kann man, wenn ein solches Unglük kommt, dieses traurige Schikſal den Abgebrannten weniger fühlbar machen?

I. Wie kann man die Entstehung der Feuersbrünste möglichst vorbeugen?

Unsere Wohn- und Wirthschaftsgebäude, die bis jezt wahre Zunderbehältnisse waren, müssen deswegen eine ganz neue Umwandlung erleiden; so wie unsere bisherige Art zu bauen, wenn gleich nicht gänzlich aufgehoben, doch gewiß sehr stark reformirt werden muß, damit sie bei einer etwanigen Unvorsichtigkeit mit Feuer, die hier eine Art von Virtuosität erreicht hat, dem Ausbruch der Flamme trozzen, wenigstens ihre zu schnelle Verbreitung hindern könne. Bis jezt ist es, bei unsern hölzernen Wohnkasten, bei der kläglichen Art unserer Schornsteine, die noch obendrein auf dem Lande uns ein Unterscheidungszeichen der Hofsgebäude sind, bei der großen Anzahl selbst städtischer Gebäude, denen Schornsteine mangeln,

ist es, sage ich, mehr ein Wunder, daß nicht jährlich die Flamme sich größere Opfer erkiese, und häufigere Verwüstungen anrichte, da wir doch so geflissentlich für die Nahrungsmittel der gefräßigen Flamme sorgen, als daß nur dann und wann ein Gebäude in Rauch aufgeht.

Aus dieser Aeußerung folgt: daß also nicht nur, bei künftig zu errichtenden Gebäuden, alle diese so tadelnswürdige Misbräuche vermieden werden müssen; sondern auch schon, bei unsern noch jezt bewohnten und brauchbaren Gebäuden, der Anfang gemacht werden muß, die Fehler, die so leicht Feuersbrünste veranlassen, deren Verbreitung erleichtern, ja sogar die herbeieilende Hülfe entkräften können, zum Besten einzelner Menschen, zum Wohl des Ganzen auszurotten. Um dieses zu bewerkstelligen, dürfen eben keine Häuser niedergerissen werden, blos einige, aber nicht sehr kostbare, jedem Besizzer selbst großen Vortheil gewährende Einrichtungen und Veränderungen sind nothwendig, denen sich kein rechtschaffener Staatsbürger entziehen muß. — Da aber die mehresten Menschen gegen alle Neuerungen, und wären sie auch noch so heilsam, einen oft nur zu lebhaften Widerwillen äußern, sey es, weil sie selbige als Be-

schränkung ihrer Freiheit, als Kränkung ihrer besondern Rechte ansehen, oder aus andern Ursachen, so muß es nicht bei Vorschlägen, Anweisungen, Ermunterungen oder bloßen Befehlbekanntmachungen bleiben, sondern die exekutive Macht muß mit aller unerbittlichen gerechten Strenge und wachsamer Aufmerksamkeit auf die genaue Befolgung und Ausübung der Regierungsbefehle, ohne das Ansehen der Uebertreter zu scheuen, halten, und nie die allgemeine Sicherheit, unversehrte Erhaltung des Eigenthums und des Familienwohlstandes, von der Laune und dem Starsinn einzelner Menschen abhängen lassen. Es wäre doch höchst traurig, wenn es je auf die Willkühr eines oder weniger Menschen beruhen könnte, ob sie allgemein heilsame Verordnungen befolgen wollen oder nicht!

Die Bauart der Einwohner eines Staats muß eben so als ihre moralische und bürgerliche Lebensart ein Gegenstand der Gesezgebung seyn. Nicht alle Häuser können schön gebaut werden, aber Dauerhaftigkeit, Zwekmäßigkeit und Wohlfeilheit muß man in jedem Gebäude des niedrigsten Landmanns finden. Alle mit Stroh bedekten und hölzernen Gebäude sind, wenn man sie nicht durch anderweitige Mittel vor der Wuth des Feuers sichert, so vielen Gefahren ausge-

sezt, daß jede weise, beglükkende Regierung ihre Unterthanen anhalten sollte, zu Gebäuden dauerhaftere Materialien zu nehmen.

Väterlich würde indessen doch keine Regierung handeln, die auf einmal die Niederreißung stehender Gebäude verlangen wollte, damit man neue zwekmäßig gebaute Häuser bekomme. Man muß warten, bis die Zeit die alten Gebäude zerstöre. Die Gesezgebung kann bei allen Abänderungen, die sie bewerkstelligen will, nicht langsam genug verfahren, und sie muß sich hüten, den Unterthanen ohne Nothwendigkeit beträchtliche Ausgaben zu verursachen *). Die Regierung kann aber verlangen: daß alle nun zu errichtende Gebäude nach den besten, von Bauverständigen entworfenen Plänen, bequem, dauerhaft und feuerfest gebauet, und daß bei den alten Gebäuden die darin herrschenden alten gefahrvollen Misbräuche und Fehler theils ganz abgeschaft theils verringert werden. Es giebt keine Art der Gebäude, die außerhalb dem Kreise ihrer Aufmerksamkeit liegen könnte, und deren sie nicht in ihren Bauverordnungen erwähnen müßte.

*) Pagan vom Geist der Gesezgebung für den Akkerbau, in dem Versuch über den Geist der Gesezgebung. Mitau 1770. S. 421.

Im Sakkenhausenschen Kirchspiel, dessen Einwohner jezt für die verwüstende Holzwirthschaft ihrer Vorfahren büßen müssen, wellert man viele Gebäude. Diese holzersparende Bauart verdiente, besonders in holzarmen Gegenden, ausgebreiteter zu seyn. Solche Gebäude dauern, wenn sie gut gebaut sind, hundert Jahre. Im Sächsischen, im Anhaltischen und mehreren Orten Deutschlands, zieht man diese Bauart denen hölzernen und Fachwerksgebäuden bei weitem vor. In der Gegend von Lion in Frankreich ist eine ähnliche Bauart üblich *). Im Selburgschen Kirchspiel ist nur ein einziger Krug gewellert, und da bei diesem durch vernachläßigte Reparatur die Wände beschädiget sind; so brauchen ihn viele als evidenten Beweis von der Unbrauchbarkeit und wenigem Nuzzen der Wellerwände. Alle gewellerte Gebäude müssen eine hervorspringende Grundmauer und gemauerte Ekpfeiler haben, wenn sie sehr dauerhaft seyn sollen **).

Den ersten Augenmerk verdienet die **Bauart unserer Dächer.** Mitau hat steinerne Dächer. In Libau's entfernten Straßen erblikt man noch viele

*) Allgemeine Litteratur-Zeitung 1792. No. 152.

**) Praktische Abhandlung aus der Landbaukunst über den Bau der Wellerwände. Berl. 1787. Mit Kupf.

Strohdächer und schornsteinlose Wohngebäude. Erst vor einigen Jahren machte der Magistrat einige der Dächer und Schornsteine betreffende Verordnungen. In den übrigen Städten sind theils viele Wohnhäuser, theils die nahe bei den Wohnungen stehenden Wirthschaftsgebäude, mit **Stroh** oder **Lubben** gedekt. Friedrichstadt hat **lauter Lubben-**, und Jakobstadt **lauter Schindeldächer**. Die leztere Stadt hat unter allen kurischen Städten die mehresten Feuersbrünste erlitten. Seit ihrer Erbauung ist sie dreimal fast gänzlich eingeäschert worden, und dennoch hat man bis jezt die alte gefahrvolle Dachdekkungsart beibehalten, und nie gegen der Verhütung neuer Feuersbrünste zwekmäßige Maasregeln genommen. Wie es denn auch notorisch ist; daß man erst nach erlittenem Feuerschaden, an die Anstellung von Nachtwächtern gedacht hat.

§. 1.

Alle Dächer der Gebäude müssen feuerfest seyn.

Billig müßte daher, auch selbst auf die geringste Bauerhütte, kein **Strohdach**, noch vielweniger jene holzverschwendende und dennoch gefahrvolle **Schindel-** und **Bretterdächer** geduldet werden. Weil aber bei uns die Ziegelhütten, theils selten, theils die wenigen

nicht immer Abnahme, oder oft wegen der Unkunde der Ziegelstreicher sehr schlechte und dennoch theure Fabrikate liefern; so müssen bis höhern Orts für die Vermehrung der Ziegelhütten, für die möglichst beste genugsame und billige Anfertigung dieser allgemein nothwendigen Artikel gesorgt wird, die so gefahrvollen Stroh- Schindel- und Bretterdächer feuerfest gemacht werden.

Zu diesem Endzwek nimmt man guten reinen Lehm, mischt den nach und nach mit warmen Wasser, darin vorher Alaun oder Kochsalz (doch ist ersterer, wegen seiner großen Feuerbeständigkeit und weil er die Feuchtigkeiten weniger an sich zieht, weit vorzüglicher) aufgelöset ist. Nun läßt man den Lehm sehr lange und recht gut durcharbeiten, bis er wie ein dikker Brei wird. Diese so zubereitete Masse, wird nun auf das Strohdach mit einem Streichbrett so tief und fest angestrichen, daß das Stroh wieder zum Vorschein kommt. Die Dikke des Anstriches muß nicht unter einem Zoll seyn. Der Alaun oder das Salz befördert die Härtigkeit des Lehms, daß er nicht so leicht Risse bekommt. Je mehr das Wasser mit dem Salze, besonders mit Alaun, gesättiget ist; um desto weniger ist der Lehm, selbst bey dem stärksten Regen, unauflös-

bar, und da das Salz oder der Alaun sich durch's ganze Strohdach zieht, so widerstehen Lehm und Stroh der Flamme.

Ein solches feuerfestes Dach, da das Stroh jezt der Fäulniß widersteht, dauert, wenn es gut gemacht und vorschriftmäßig verstrichen ist, wenigstens dreimal länger als ein gewöhnliches Strohdach, ist im Winter wärmer, läßt keinen Regen noch Schneegestöber durch, und der Wind kann es nicht verwüsten, sondern er gleitet über die glatte Fläche hin.

Zu einem Dach von fünf Faden Länge und drei Faden Höhe gehören hundert und fünf bis hundert und zwanzig Kubikfuß Lehm, bis sechs Pfunde Alaun oder vier bis fünf Külmit Salz, so in hundert und funfzig Stof Wasser aufgelöst werden.

Dieser Anwurf muß auch von der innern Seite des Dachs nur dünner angebracht, wenigstens mit Alaunwasser angestrichen werden.

Bei den Landleuten aber, die besonders in lehmreichen Gegenden wohnen, müssen Dächer von Lehmschindeln eingeführet werden, die gleichfalls wenig kosten, warm halten, der Witterung trozzen, und endlich, wie alle verwitterte Lehmarten, als Düngungsmittel nuzzen. Diese Lehmschindeln werden aus

gutem Lehm und langem Stroh bereitet, in Formen geformt, an der Luft getroknet und so auf die Balken gehängt, daß eine Schindel über die andere übersteht. Diese Fugen und der Forst werden mit nassem Lehm verstrichen, und so entsteht ein Dach, das wenigstens zwanzig Jahr dienen kann *).

Bretter- und Schindeldächer müssen rauh gemacht, und alle Jahre einigemal von außen und innen mit einer reichlichen Salz- oder Alaun-Auflösung bestrichen oder mit dem eben angezeigten Mittel beworfen werden. Sie können auch folgenden **Feuerwiderstehenden** Anwurf erhalten.

Man nimmt ein Lof ungelöschten Kalk, zwei Lof Lehm und drei Lof Flachsschäben. Alles dieses wird mit Salzwasser zu einem Brei gemacht. Nun nagelt man halbe Zoll breite Pergeln unter dem Bretterdache, damit der Mörtel desto besser halte. Nachdem nun das ganze Dach so überworfen und abgepuzt ist; so kann man es nochmals mehrerer Feuerfestigkeit willen, mit Alaunwasser überstreichen.

Herr **Massun** bedient sich, um Häuser vor Feuer zu sichern, folgender Methode. Er läßt nicht

*) Von Pfeiffers Grundsäzze der Kameral-Wissenschaft. 2r Thl. S. 189.

zu, daß sich Holz mit Holz berühre, und überzieht alles Holzwerk mit einer Lage von Mörtel. Dieser besteht aus einem Scheffel groben Sandes, zwei Scheffel Kalk, und drei Scheffel wie ein Finger lang gehaktes Heu, mit Wasser zu Brei gerührt. Gegen beide Seiten aller Balken nagelt man halbzöllige Latten, die man mit einer dünnen Lage Mörtel überzieht. Die Nuzbarkeit dieser Mischung bewies er zu Petersburg den 7. Oktober im Jahr 1779.

Ich habe hinlängliche Gründe, statt des gelöschten Kalks, ungelöschten, statt des Sandes, Lehm, und statt des gehakten Heu's, Flachsschäben vorzuschlagen.

Der Dr. Glaserische brandsichernde Anstrich besteht aus drei Theilen geschlämmtem Lehm, einem Theil geschlämmten Tohn und einem Theil Mehlkleister. Im Jahr 1772 machte er damit ohnweit Suhl an einigen Häusern sehr glükliche Proben.

§. 2.

Die Sparren eines jeden Dachs müssen entweder mit dem angezeigten Mörtel oder mit Alaunwasser bestrichen werden.

Auch sollten alle Wirthschaftsgebäude auf dem Lande, von außen, wenn auch nicht mit diesem Mörtel, doch wenigstens mit Lehm, der mit Flachsschäben gut

durchknetet ist, beworfen werden. Ein Anwurf, der nicht kostbar ist, und doch viele Vortheile gewährt.

Will man ein Gebäude ganz feuerfest machen, und billig sollten es alle seyn; so kann man Thüren, Fensterrahmen, Fußböden, Fensterladen, kurz alles äußere und innere Holzwerk eines ländlichen Hauses, mit dem angezeigten Mörtel, dessen Wirksamkeit geprüfte Versuche und Erfahrung sattsam bestätiget haben, übertünchen. Um des bessern Ansehens willen kann man wohlfeile Erdfarben beimischen. Ein wohlfeiler Zusaz von Eisenvitriol, giebt dem Tünchkalk eine sehr dauerhafte blaßgelbe, der theurere Kupfervitriol aber, eine bläulichgrüne Farbe.

Beim Gebrauch des Mörtels müssen, vorzüglich an den Dächern, alle Lüken und Zwischenräume beim Anwurf sorgfältig vermieden, und sobald man sie bemerkt, die Ausbesserung nie vernachläßiget werden.

Bei den steinernen Dächern muß man, außerdem daß die Dachsparren, und wenn es verschaalte Dächer sind, die Bretter, mit Mörtel oder Alaunwasser zu überstreichen sind, noch auf die Festigkeit des Dachs sehen. Je weniger Zwischenräume und also keine Luftzüge statt finden, um desto sicherer ist ein solches Dach bei Feuersgefahren. Es ist ein sehr nachtheiliger

Fehler, daß man die Zwischenräume der steinernen Dächer mit Kalk verwerfen läßt. Eine Methode, die nur für den Maurer, aber nicht für die Kasse des Bauherrn vortheilhaft ist. Die mit Kalk verworfenen Dächer sind jährlich oft einigemal auszubessern, und halten nicht wetterfest. Um ein wetterfestes Dach zu haben, nimmt man Flachsschäben, die, obgleich Schäben, doch noch gedroschen werden müssen, um sie so recht fein, und desto brauchbarer zu erhalten. Diese Schäben werden durchgesiebt (das im Sieb Bleibende weggeworfen) und mit gutem getroknetem steinfreiem durch ein Drathsieb gesiebtem Lehm vermischt und mit Wasser zu einer schmierbaren Masse geknetet. Zu zwei Lof getroknetem und gesiebtem Lehm, nimmt man drei Lof feinen durchgesiebten Schäben. Nun wird mit dieser Masse jedes Löchelchen und Rizchen auf dem ganzen Dache verstrichen. Die Forstpfannen werden mit Kalk wie gewöhnlich eingelegt, nur muß dieser Kalk mit Kälberhaaren melirt seyn, und kein Spaarkalk genommen werden. Denn der unter dem Kalk gemengte Lehm erweichet sich sehr, verliert so seine Festigkeit, brökelt, und hält nichts. Der größte Vortheil von dem Verwerfen mit der Schäbenlehmmischung besteht darin: daß kein Schnee, kein Regen durchdringen kann, und

die Dachsteine auch nicht so wie vom Kalk zerspringen können. Denn die Schäben verleihen dem Lehm Festigkeit. Ist trokkenes Wetter; so zieht sich der Lehm zusammen, und die Schäben halten ihn, daß er nicht abfallen kann. Ist es nasses und feuchtes Wetter; so dehnt er sich aus, indem er sich erweichet und aufquillt, also daß die Rizzen und Fugen, worin er genau eingeschmieret, gestrichen und gedrükt worden, wieder voll gemacht, und mit den Dachsteinen immer nach der Witterung naß und trokken wird. Wenn man die geringen Unkosten, für Schäben, Lehm, und das Taglohn für den Ausschmierer, gegen die jährlichen Kosten des sonstigen Kalkverwerfens hält; so wird man den doppelten Nuzzen dieses Schäbenlehmanwurfs bald einsehen *).

§. 3.

Alle Dächer und die Wände der Riegen, Brau- und Brandweinbrennhäuser und Pfahlländer, müssen von außen und innen, entweder mit dem feuerwiderstehenden Mörtel, oder mit Lehm verworfen werden. In den Wohngebäuden der Bauern müssen die Zwi-

*) Abhandlung über wetterfeste Dächer, nach Anleitung des Baron von Heins, herausgegeben von J. G. Lange, Baumeister u. s. w. Leipz. 1785. S. 50.

schenräume zwischen den Balken nicht, wie jezt noch gebräuchlich, blos mit Moos verstopft, sondern überdem noch mit Lehm verstrichen werden, da das trokken gewordene Moos wahrer Zunder ist.

§. 4.

Ein jedes Haus, in der Stadt und auf dem Lande, seine Bestimmung sey welche es wolle, muß, sobald nur Feuer darin gemacht wird, einen massiven Schornstein haben.

§. 5.

Hölzerne Schornsteine, müssen bei neuen Gebäuden gar nicht gestattet, bei den alten aber entweder niedergerissen, oder von außen und innen aufs sorgfältigste mit Lehm verkleidet, und die schadhaftwerdende Verkleidung gleich ausgebessert werden.

§. 6.

Jedes neu zu errichtende Brauhaus, muß entweder einen Schornstein von ungebrannten Ziegeln oder einen von Feldsteinen vorsichtig gemauerten oder doch wenigstens einen hölzernen mit Lehm verkleideten Schornstein haben.

Diese Forderungen können unter keinem Vorwande z. B. Armuth des Bauern, Kostbarkeit des Schornsteinbaues, Mangel an Materialien u. dgl. erlassen

werden; da die Kosten, in Vergleichung mit dem, wenn gleich jezt verkannten Nuzzen, sehr geringe sind.

§. 7.

Jeder Schornstein muß wenigstens vierzehn Zoll breit und achtzehn Zoll lang seyn, und überdem eine Klappe haben, um solchen bei dem Fall eines Brandes schließen, und der äußern Luft den so gefährlichen Zugang versperren zu können.

§. 8.

Jeder Erbherr und jeder Arrendator eines Krongutes ist verbunden, dem dürftigen Bauer bei der Errichtung eines Schornsteins und Sicherung seines Gebäudes für Feuersgefahr, mit den nöthigen Materialien beizustehen. Den Betrag derselben kann er, wenn der Bauer im Wohlstande kommt, von ihm wieder erstattet verlangen *).

*) Man suche nur im Bauern das Gefühl für Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu erwekken und zu leiten, und sein Wohlstand wird sich sehr erhöhen, denn das, was er bis jezt dem Trunke opferte, wird er nun der Verzierung seines Hauses und seiner Bequemlichkeit weihen. Die mehresten vorgeschlagenen Verbesserungen in seiner Bauart sind mit wenig Kosten und Mühe verknüpft, da er besonders so manches selbst machen kann. Man suche diese Behauptung nicht durch den Einwurf: dem Bauern mangle Geld und Zeit, zu entkräften. Zeit —

. Zu gleichen Endzwekken und unter ähnlichen Bedingungen müssen unbemittelte Hausbesizzer in den Städten, aus der Stadtskasse Vorschuß erhalten.

Er darf nur die Stunden, die er am Sonntage, wo er von gewöhnlichen Beschäftigungen ruht und wo er die Länge der Zeit durch Schlaf oder durch das Leib und Seele zerstörende Saufen zu verkürzen sucht, zur Verbesserung seines Hauses z. B. Errichtung eines Schornsteins anwenden. Alles, was man zur rechtmäßigen Vermehrung seines phisischen Wohlstandes unternimmt ist auch Gottesverehrung, und thätig zum Besten seiner selbst und seiner Zeitgenossen seyn, ist auch Religion. Der Bauer begeht keine Sünde, der am Sonntage für sein eigenes Bestes arbeitet, hoffentlich werden das alle Prediger billigen. Es müßte denn etwa ein sein Amt schändender Zelote seyn, der da glaubt, er thue Gott, aber freilich nur dem Gott seiner Phantasie — einen Dienst daran, wenn er Bauern, die am Sonntage einen brennenden Heuschober löschen, wegen dieser Sabbaths-Entheiligung mit seinem Stabe züchtiget. Geld — Man nöthige den Bauern eine Losstelle mehr für sich zu bearbeiten und solche mit einer beliebigen Getreideart oder Kartoffeln zu besäen, und den Ertrag davon auf die Verbesserung seines Hauses z. B. Fenstern, Schornsteine, feuerfeste Dächer, Thürschlösser u. dgl. zu verwenden. Ein Zeitaufwand von sechs Tagen, die er noch nach Gefallen vertheilen kann.

§. 9.

In einem jeden Kreise muß ein beeidigter Schornsteinfeger seyn, der alle viertel Jahre die Schornsteine aller im Kreise befindlichen Gebäude gegen eine bestimmte Summe reinigen muß.

Dieser Schornsteinfeger ist verbunden, jeden an einem Schornstein bemerkten Mangel und Fehler nicht blos sogleich dem Besizzer desselben anzuzeigen, sondern auch der Kreisfeuersozietät zu melden, welche Schornsteine er schadhaft gefunden habe.

Auf diese Anzeige erhält der Besizzer des Schornsteins vom Kreishauptmann eine Warnung zur Ausbesserung des Schornsteins.

Findet der Schornsteinfeger bei der nächsten Wiederkunft den Schornstein noch nicht ausgebessert; so verfällt der Nachläßige in eine Pön von fünf Thaler, davon die Hälfte zum Besten der Kreisfeuersozietät, die andere Hälfte aber ans Kollegium der allgemeinen Fürsorge gesandt wird.

§. 10.

In einer jeden Behausung muß wöchentlich der Rus aus den Schornsteinen von den Hausleuten gefeget werden.

§. 11.

Jeder Schornstein muß zwei Fuß aus dem Dache geführet werden.

§. 12.

Auf dem Boden muß am Schornstein, wenigstens in einer Entfernung von vier Fuß, kein brennbares Material gehalten werden. An jedem Schornstein aber müssen mit Salzwasser angefüllte Gefäße stehen, um im Nothfall, wenn etwa Feuer auf den Boden käme, gleich ein Löschungsmittel bei der Hand zu haben.

§. 13.

Bei schwerer Strafe muß alles Tabakrauchen in den Riegen, Ställen, bei Strohdächern und in der Nähe von feuerfangenden Materialien, verboten seyn.

Alle gegen das Waldbrennen und gegen jede Unordnung, wodurch Feuer in Wäldern entstehen kann, erlassenen Befehle, müssen äußerst streng beobachtet werden. Insbesondere ist alles Tabakrauchen in den Wäldern, vom März bis Ende Novembers, bei schwerer Strafe verboten. Ueber das Traurige unserer Forstwirthschaft, über die verschiedenen Arten der verwüstenden Waldräubereien jezt kein Wort. Die Leichtigkeit, hier Holz zum Bauen erhalten zu können, ist mit eine Ursache, warum hier fast alles in hölzernen

Feuerkasten wohnt. Nur Schwellen, Balken, Sparren, Thüren, Fensterrahmen, Fußböden und Latten, müssen bei einem Gebäude von Holz seyn.

§. 14.

Der Gebrauch der Pergel muß so bald als möglich verboten werden, um den Landmannn dadurch zu zwingen: daß er wegen seiner eigenen, jezt nöthigen Talgkonsumzion, sich mehr auf Viehzucht, und den so leichten Anbau von Oelpflanzen lege.

§. 15.

Ein jeder Bauer muß eine blecherne oder gläserne Stalllaterne besizzen, und es muß bei schwerer Strafe verboten werden, mit Pergel oder bloßem brennendem Lichte in Ställen, Kleeten und auf Böden herumzugehen, Eben so strafbar ist es, ein brennendes Licht an hölzerne Wände zu kleben.

§. 16.

Ein jeder ist verbunden, brennende Nachtlichter nie anders als in mit Wasser gefüllten Gefäßen zu sezzen. Ein gleiches gilt von den des Abends bei den Betten auf Tischen oder Stühlen brennenden Lichten.

§. 17.

Kein Krüger muß es erlauben: daß irgend ein Reisender, er sey weß Standes er wolle, mit brennen-

dem Pergel oder bloßem Lichte in die Stadolle gehen kann; sondern der Krüger ist gehalten, zu diesem Behuf, Glas- oder Blechlaternen zu reichen.

§. 18.

In den Riegen, besonders wenn Flachs gebrakt wird, müssen keine Pergel, sondern statt dessen Oellampen, die gute Scheinwerfer haben, brennen.

§. 19.

Die Oefen in allen Gebäuden müssen dauerhaft gemacht seyn, und jede Beschädigung gleich ausgebessert werden.

26

Ein gleiches gilt von den Riegenöfen, die noch dazu mit großen Vorsprüngen gemauert werden müssen.

§. 20.

In allen Ställen muß die Oberlage, nicht wie bisher an vielen Orten aus zusammengelegten Stangen; sondern entweder aus in einander gefügten Brettern bestehen, oder, wenn es Stangen sind, so muß Estrich darüber geschlagen und nur die zum Heraufbringen oder Hinunterwerfen des Heu's und Strohs nöthigen Oefnungen unbedekt bleiben, damit nicht aus den Zwischenräumen der Stangen und losen Balken die Stroh- und Heuhalme herunterhängen, die, troz

aller Vorsicht mit der Laterne, sehr leicht in Brand gerathen können.

§. 21.

In einer jeden Küche und in allen Riegen muß eine mit Wasser angefüllte Tonne stehen. Das Wasser muß entweder mit Asche, Potasche, oder fein gestoßenem Ziegelpulver vermischt seyn, und im Winter mit Alaun vermischt und oft umgerührt werden, um das Einfrieren zu verhüten.

§. 22.

Den Eisenkrämern, Materialisten und Gewürzhändlern ist nur eine kleine Quantität Schießpulver in ihren Häusern zu halten erlaubt. Alles übrige Pulver muß in feuerfesten und von den übrigen Wohnungen entfernten Gewölbern stehen.

§. 23.

Eben so müssen starke Vorräthe von Flachs, Hanf, Talg, Oel, Brandwein und dergleichen brennbaren Sachen, theils in entfernten Gebäuden, theils in Kellern gehalten werden, und ist es strenge verboten, es sey unter welchem Vorwande es wolle, etwas von diesen Vorräthen des Abends bei Licht zu nehmen.

§. 24.

Des Abends muß bei keinem starken Feuer weder

Wachs noch Talg geschmolzen werden. Wie denn überhaupt zu diesen Geschäften und beim Braten und Backen fetter Speisen, alles große Feuer zu jeder Tageszeit zu vermeiden ist.

§. 25.

Firniß, Theer und Pech, muß in großer Entfernung von Gebäuden, gekocht werden.

§. 26.

In der Stadt und nahe bei Wohn- und Wirthschaftsgebäuden darf niemand schießen, und alle mit Pulver mögliche Spielereien sind Unkundigen ernstlich zu verbieten.

Deswegen darf auch kein Kaufmann, ohne Zettel eines angesehenen und bekannten Mannes, kein Pulver an Fremde und Unbekannte, bei schwerer Strafe, veräußern.

§. 27.

Oefen und Kamine müssen mit gutschließenden Thüren versehen werden, damit nicht Hunde, Ferkel oder besonders Kazzen, die die Wärme lieben, einkriechen können, glühende Kohlen an sich hängen und an feuerfangende Oerter schleppen. In keinem Ofen, darin noch Kohlen glimmen, darf Holz zum Troknen gestekt werden.

§. 28.

Auf jedem Feuerheerd muß alle Abend beim Schlafengehen das Feuer sorgfältig ganz ausgelöscht, und nicht unter dem Vorwande, um in der Nacht oder des Morgens gleich Feuer zu haben, (als zu welchem Behufe Feuerzeuge da seyn müssen) nur mit Asche verdekt werden, die von Kazzen, welche sogar nach brennenden Talglichten gehen, leicht weggescharrt werden kann.

§. 29.

Oefen, die geplazt oder auf eine andre Weise schadhaft sind, müssen, bevor sie nicht ausgebessert, nicht geheizt werden.

§. 30.

So müssen auch, wie es auf dem Lande Brauch zu seyn pfleget, keine große Klözze noch lange aus der Ofenöfnung hervorragende Stükke Holz in die Oefen, bei harter Ahndung, geworfen werden.

§. 31.

So wären auch alle Johannisfeuer, das oft von trunkenen Bauern veranstaltete Brennen der Pech-

tonne und in katholischen Gegenden das Charfreitagsfeuer *) zu verbieten.

§. 32.

Auf den Böden muß kein feuchtes Heu gebracht werden, und damit es sich nicht selbst entzünde, muß es öfters gelüftet, und um die Gährungshizze abzuleiten, kalte Feldsteine dazwischen geworfen werden.

Eben so müssen alle Mischungen von Leinöl und Kienrus sorgfältig bewahret oder vermieden werden, weil sie sich leicht selbst entzünden **). Abgekochte Oele, Wolle und Fett, geröstete Roggenkleie, Erbsen, starkgebrannter und zu heiß verwahrter Kaffee, feuchter Hanf und Flachs, feuchter Buchweizen, nasser Haber, gewähren ähnliche Erscheinungen und erfordern gleiche Vorsicht.

*) In Allschwangen wird in der Charfreitagsnacht, nahe an der Kirche, und selbst beim Sturme, wenigstens ein Faden Holz, wozu jeder Bauer sein Theil mit Freuden anführet, unter freiem Himmel verbrannt.

**) Bewiesen durch Erfahrung (1780 im August entstand so eine Feuersbrunst in dem Hafermagazin zu St. Petersburg.) und durch die von der Kaiserl. Admiralität und der Akademie zu St. Petersburg veranstalteten Versuche.

§. 33.

Hohe freistehende Gebäude müssen mit Blizableitern versehen werden *).

§. 34.

In einer jeden Stadt, in jedem Flekken und in jedem großen stark bebaueten Hofe, müssen treue und nüchterne Menschen als Nachtwächter angestellt werden, die bei verspührtem ungewöhnlichem Dampf oder Rauch und andern Merkmalen von Feuersgefahr, gleich Lerm machen können und müssen.

Wenn nun auch alle diese Vorschriften aufs genaueste befolgt, wenn auch alle Vorsichtigkeitsregeln mit seltner Peinlichkeit geübt werden, so kann doch troz aller Aufmerksamkeit, die lodernde Flamme ausbrechen, und dieses bleibt zur zweiten Frage.

III. Von der Aufbewahrung des Mehls.

Das Mehl ist unter allen Speisevorräthen das allereedelste, um aber ein gesundes und wohlschmekkendes Brod daraus bakken zu können, so muß es auch

*) Elverfeld, Prediger zu Apprikken, war der erste, und ist, wo ich nicht irre, der einzige Prediger in Kurland, der seine Gebäude durch vier Ableiter gegen die Gewalt des Blizzes gesichert hat.

dergestalt gewartet werden, daß es immer in einem guten Zustande verbleibe.

Die wenigsten aber verstehen, hiemit recht umzugehen, viele schlagen ihr Mehl, sobald sie es aus der Mühle bekommen haben, sogleich in Tonnen oder Mehlkasten, wovon dasselbe sich in Klumpen zusammensezt, völlig dumpficht und mit der Zeit gar grünlicht wird, woraus ganz natürlich ein übelschmekkendes und zugleich ungesundes Brod entstehen muß.

Um aber dieses zu vermeiden; so muß man das Mehl, wenn es aus der Mühle kommt, sogleich auf einem rein gekehrten Boden, wo Luft und Sonne gehörig würken kann, dünne auseinander schütten, oft umschüppen, keine Klümper darinnen lassen, sondern sie zerdrükken. Noch besser erlangt man seinen Zwek, wenn man das Mehl durchsiebt, alle Klümperchen, die in dem Siebe zurük bleiben, besonders schüttet, diese klein drükt, und auch dieses in Klümperchen gewesene Mehl recht troknet. Auf diese Weise verfährt man in wohlbestellten Magazinen, wo das gesiebte und recht getroknete Mehl sodann in Fässer gestampft, durch Einsezzung des obersten Bodens der

Fässer aber durch die Böttcher verschlossen, und auf viele Jahre gesund und wohl behalten wird. Und dieses ist auch die beste Verfahrungsart in großen Magazinen, da das Aufbewahren des ungemahlten Roggens durch das stets nöthige öftere Umschüppen viele Kosten und Versäumniß verursacht, das Dumpfichtwerden des Roggens und Einquartirung der Kornwürmer aber kaum, oder gar nicht, gehindert werden kann. Diese Verfahrungsart muß in Haushaltungen nachgeahmet werden, um gesundes und wohlschmekkendes Brod zu jeder Zeit zu haben. Es ist aber auch eben diese Verfahrungsart den Haushaltungen in wohlfeilen Jahren anzurathen, zumal wenn es an Absaz fehlt. Man hat alsdenn sich und andere in theuern Zeiten am besten berathen. Man kann viele Mehlfässer auf dem Boden übereinander legen, es geht viel gesiebtes und hernach getroknetes Mehl, welches darauf recht fest eingestampfet wird, in ein Faß. Es hält sich das Mehl darinne sehr gut, und muß, bei Oefnung der Fässer mit Beilen u. dgl. in großen Stükken herausgehauen, und wieder klein gestoßen und gesiebet werden.

IV. Von Verbesserung des verdorbenen und ungesunden Mehls.

Hiervon lehrt uns Doktor Zückert folgendes: Die Würze kann vornehmlich ein verdorbenes, dumpfichtes oder halbfaules Getraide verbessern, daß man ein gesundes Brod daraus backen kann. Zu diesem Ende hat Herr Rosenow im acht und sechszigsten Stük des Hannöverschen Magazins vom Jahr 1772, folgenden Versuch mitgetheilet. Man nimmt nämlich zu einem Scheffel Mehl vier Stof süße Würze, die von der zum Bierbrauen verfertigten Maische zuerst abläuft. Diese Würze wird unter beständigem Umrühren mit einer hölzernen Kelle bis zur Dikke eines Syrups oder Honigs eingekocht, und entweder gleich verbraucht, oder in einem gläsernen oder verglasurten Gefässe, an einem temperirten Orte zum Gebrauch aufgehoben; da es denn nach der Erkältung ganz dikke und zähe ist, so daß es sich auseinander ziehen läßt. Wenn der auf gewöhnliche Art eingesäuerte Teig so stark aufgegangen

ist, daß man ihn verbakken kann; so wird diese eingekochte Würze darunter geknätet. Unter dieser Arbeit fängt der Teig an heftig nachzugähren und auseinander zu fließen. Daher muß man noch so viel Mehl darunter knäten, als zur Konsistenz des Teiges nöthig ist. In dieser Nachgährung stößt der Teig alles dumpfichte, mudichte und schimmlichte Wesen völlig aus. Wenn der Teig nun noch etwa eine Viertel oder auch wohl eine halbe Stunde gestanden und nachgegohren hat; so knätet man ihn völlig aus und verarbeitet ihn zum Verbacken.

Man kocht die Würze am besten in metallenen Gefäßen ein. Bei dem Kochen derselben aber nimmt man sich in Acht, daß man von den sich über derselben an dem Geschirre angesezten und verbrannten Theilen nichts mit unter die Würze mische.

Je weniger man eingekochte Würze zum Einknäten anwendet, desto länger muß die Nachgährung dauern, ehe sie durch das Verbakken gestöret wird. An den Orten, wo recht bitteres Bier gebrauet wird, ist der Rath des Verfassers allerdings nöthig, daß man so viel Würze, als man braucht, vorher apzapfen soll, ehe der Hopfen oder ein anderes dem Biere

die Bitterkeit verschaffendes Mittel aufgeschlagen wird, weil sonst der gute Geschmak des Brodtes darunter leiden möchte. Da alle Säuern die vorzüglichsten Verbesserungsmittel der Verderbung und Fäulniß sind; so kann man leicht denken, daß die Würze, welche eigentlich ein muzilaginöses oder süßsäuerliches Dekokt ist, die dumpfichten und faulen Theile des Korns oder Mehls verbessert, und in der nachmaligen Gährung verändert. Daher mag der Verfasser wohl recht haben, daß gleiche Wirkung auch von andern vegetabilischen mucilaginösen Säuern zu erwarten sey. Er meint daher, daß man in Weinländern denselben Versuch mit eingekochtem Traubenmoste machen könne. Ja man könnte solches auch, nach seiner Vermuthung, mit dem Wasser versuchen, worin Baumfrüchte zur Bereitung des Ziders gesotten sind, wenn dieses Wasser zuvor zur dikken Konsistenz eingekocht worden, (der von gekochten Burkahnen erhaltene, und hierauf zu einem dikken Syrup eingekochte Saft sollte das ebenfalls thun.) Es ist der Versuch des Zusazzes der Würze mit dumpfichtem und schlechtem Mehle gemacht, und aus dem Teige etwas Brod, worin dieses Mittel nicht angewendet worden, zugleich mit dem Brodte, wobei man dieses Mittel gebraucht hat, in einem Ofen

gebakken worden. So schlecht das erstere befunden worden, so schön ist das leztere ausgefallen.

V. Vom Kochen der Seife.

Die Kaufseife ist nicht immer von der Beschaffenheit, und ist oft nicht eingreifend genug, um den Schmuz aus der Wäsche herauszubringen, dieserwegen geht zuviel Seife darauf, um die Wäsche damit recht weiß zu machen. Es kann die Kaufseife auch wohl gar die Wäsche schmuzzig machen. So ist auch diese Seife vielmals nicht trokken genug, weshalb sie, zum Schaden der Käufer, sehr ins Gewicht fällt. Es ist daher rathsamer, sich seine Seife selbst zu kochen, indem auch in einer Wirthschaft vieles, was zur Seife angewendet werden kann, abgeht. In sehr vielen Häusern auf dem Lande hat man die gute Einrichtung angenommen, daß das reine, aus dem Hausschlachten erhaltene Rinds- und Schöpsentalg zu Lichte angewendet werde; dagegen nimmt man alles unreine Talg und Abgang von allerley Fett in der Küche zum Seifesieden, so daß gute brauchbare gemeine Waschseife davon kann erlangt werden.

Weil aber viel Fett nöthig ist, um viele Seife zu kochen; so muß man auch viele Fettigkeiten lange zuvor gesammelt haben, um davon zu einem Sude genug zu bekommen. Unter die im Hause zu sammelnden Fettigkeiten aber gehören alle Knochen, in welchen Mark oder Fett seyn kann; die Spekschwarten vom geräucherten Spek und Schinken; der Abschaum vom fetten Fleische, oder dasjenige, was zur Reinigung der Brühe abgeschäumt wird; alles Talg, welches vom gekochten Pökelfleische übrig bleibt; die Unreinigkeiten der Butter, wenn leztere gewaschen und ausgehäret wird; das an den Leuchtern sizzende Talg, welches von den Lichten abgeflossen ist, und von den Leuchtern abgenommen werden muß.

Alles dieses und mehr dergleichen muß nun in einem großen geräumigen Gefäße gesammelt und aufbewahret werden. Ein Fehler ist es aber, wenn man diese gesammelten Fettigkeiten ein ganzes Jahr liegen läßt, ehe sie zur Seife gebraucht werden. Denn des Sommers finden sich gar bald Milben ein, welche den Vorrath gar zu sehr aufzehren. Um nun also an den zum Seifesieden gesammelten Fettigkeiten keinen Verlust von den Milben zu haben; so ist es besser, zweimal des Jahres Seife zu kochen.

Die gesammelten Fettigkeiten aber kann man nicht so unmittelbar aus ihren Gefäßen gleich zum Seifekochen anwenden, sondern sie müssen erst in Lauge ausgekocht werden. Und hiermit verfährt man also: Die gesammelten Knochen, welche für sich allein gesammelt und aufbewahret worden, müssen nun mit einem alten Beile oder großen eisernen Hammer klein gehauen oder geschlagen werden. In je kleinere Stükken man sie bringen kann, desto besser ist es, indem das in den Knochen befindliche Fett alsdenn leichter und besser durch das Kochen ausgezogen werden kann. Nunmehr werden diese Knochen in einen Kessel, in welchen man Lauge zum Sieden gebracht hat, geschüttet, und gekocht. Hiebei muß man sich einer sogenannten Rührkelle bedienen, um die Knochen beständig umzurühren. Denn es muß starkes Feuer bei dem Auskochen der Knochen gehalten werden, und diese brennen ohne Umrühren bald an, daß sie gleichsam nur einen einzigen Klumpen ausmachen, und dieserhalb das Fett nicht halb herauskommen könnte. Es ist aber dieses noch nicht der einzige Schade. Denn die Knochen hängen sich ohne Rühren gleich an dem Boden des Kessels so fest an, daß sie ohne große Gewalt von dem Kupfer nicht wieder können getrennt werden. Hierdurch aber leidet

der Kessel gar sehr, indem er leicht Risse und Beulen bekommt.

Bei dem Auskochen der Knochen ist aber eben, wie bei dem Kochen der Seife selbst, große Vorsicht nöthig, damit das oben aufschwimmende Fett nicht von der Lauge aus dem Kessel herausgetrieben werde. Dieserhalb muß man nicht nur das unter dem Kessel befindliche Feuer mäßigen, damit die Hizze nicht übergroß werde, sondern man muß auch immer einen Topf voll kalter Lauge bei der Hand haben, um davon in den Kessel auf die in die Höhe kommende Lauge zu gießen. Denn des Rührens ohngeachtet steigt die Lauge von der Hizze immer höher, und durch zugegossene kalte Lauge allein kann sie wiederum niedergeschlagen werden. Um aber die Gefahr des Ueberlaufens desto eher überhoben zu seyn; so muß man vom Anfange an den Kessel nur bis zur Hälfte anfüllen, dergestalt, daß Knochen und Lauge zusammen vor dem Sieden noch die Hälfte des Kessels über sich leer lassen.

Haben nun die Knochen eine Zeitlang gekocht, und es schwimmt eine Menge Fett oben auf; so muß dasselbe immer nach und nach mit einer sogenannten Füllkelle abgenommen werden. Es wird aber das abgeschöpfte Fett in einen, über ein besonderes Gefäß ge-

sezten Durchschlag ausgegossen, damit keine Knochen oder anderer Unrath mit dem abgenommenen Fette vermengt werde. Was aber von Knochen oder Unrathe in dem Durchschlage zurükbleibt, solches wird wieder in den Kessel zurükgeworfen, um noch ferner mit auszukochen. Es wird aber das Kochen der Knochen so lange forgesezt, bis man an der Oberfläche der Lauge keine Spuren vom Fette mehr gewahr wird. Sollte man aber so viel Knochen haben, daß von einem Sude der Kessel zu voll geworden seyn würde; so schreitet man zum zweiten Sude, nachdem man die ersten ausgekochten Knochen aus dem Kessel herausgeschöpft, und solche an einen Ort hinschütten lassen, wo die Schweine nicht hinkommen. Denn sie können entweder die nach dem Fette riechenden Knochen ergreifen, hinunterschlukken, und sich daran verbrühen, oder es bleiben ihnen dieselben im Halse stekken.

Die Spekschwarten und das übrige weiche Fett, welche nicht, wie zuvor gesagt, unter den Knochen, sondern in besondern Gefäßen müssen gesammelt und aufbewahret worden seyn, werden für sich auch besonders, und nicht unter den Knochen ausgekocht. Dieses kann nun entweder geschehen, wenn man mit den Knochen fertig ist, oder es geschieht noch zuvor, ehe

man die Knochen auskocht. Dieses leztere ist auch das beste, indem man gleich darauf in eben derselben Lauge die Knochen noch auskochen kann. Es müssen aber alle Spekschwarten, Grieben und dergleichen, zuvor mit dem Durchschlage herausgefischet seyn, nachdem alles Fett aus ihnen herausgezogen worden. Das Abschöpfen des Fettes aber und Nachgießen kalter Lauge zur Stillung der auflaufenden kochenden Lauge ist, wie zuvor bei den Knochen gesagt worden, auch hier zu beobachten. Bei diesem Kochen muß auch etwas gerühret werden.

Die Lauge, welcher man sich zur Auskochung der Knochen, Spekschwarten u. s. w. bedient, nennt man Aescher, und wird aus Asche und Kalk gemacht. Die Asche von hartem Holze schikt sich hierzu am besten, hat man aber dergleichen nicht; so nimmt man die von weichem Holze. Nach langer Erfahrung hat man gefunden, daß ein Lof Asche von weichem Holze und ein Külmit ungelöschter Kalk zusammen das beste Verhältniß ausmachen, um eine gute Lauge zu bekommen. Die Asche wird zuvor mit lauichtem Wasser angesprengt, der Kalk oben darauf in der Mitte des Aschenhaufens, in welchem eine Grube gemacht worden, gelegt, und mit Asche wieder zugedekt, nachdem derselbe

auch besprengt worden. Man läßt nun die Masse drei Stunden lang ruhen, worauf sie unter einander wohl vermischt wird, so, daß sie in etwas zusammenballet, und nun in das Auslaugefaß gebracht werden kann.

Das Auslaugefaß ist ein großer Zuber, welcher etwas erhaben gestellt wird, um kleinere Zuber oder Eimer darunter zu sezzen, und die Lauge da hineinlaufen zu lassen. Dieser große Zuber aber hat einen doppelten Boden, davon der obere über und über runde eingebohrte Löcherchen haben, auch von dem untern Boden etwa eine Spanne hoch abstehen, und so eingerichtet werden muß, daß er nach Erfordern herausgenommen werden kann. An dem untern Boden des großen Zubers aber ist ein hölzerner Zapfen, welchen man losdrehen kann, um die Lauge zu seiner Zeit ablassen zu können. Der obere Boden, welcher durchlöchert ist, wird nun mit Stroh, etwa eine Spanne hoch, belegt, und der Aescher darauf geschüttet. Er muß aber recht fest niedergedrükt werden, ehe Wasser darauf gegessen wird. Denn wenn der Aescher nur so lokker hineingeschüttet wird; so erlangt die Lauge nicht die erforderliche Schärfe zum Seifekochen. Ist der Aescher nun recht derb eingedrükt worden; so gießt

man recht heiß Wasser darauf, läßt es zwei bis drei Stunden darauf stehen, und zieht die Lauge sodann vom Zuber ab. Will man nun diese Lauge noch stärker haben; so kann man sie noch ein oder zweimal aufgießen. Die Probe der Lauge aber ist: entweder daß ein Ei obenauf schwimme, oder daß eine Feder, wenn sie eine Viertelstunde darin gelegen, die Federn gehen lasse.

Ein Theil dieser Lauge wird nun gleich gebraucht, um die gesammelten Fettigkeiten und die Knochen auszukochen, und alsdenn muß man sofort das Kochen der Seife selbst vornehmen. Denn wenn man die Lauge allzulange ungebraucht wollte stehen lassen; so würde sie von ihrer ersten Schärfe verlieren.

Zum Seifekochen muß man nothwendig einen großen eingemauerten Kessel haben, weil ein solcher beim Umrühren fester steht, die rührende Person von der Hizze des Feuers nicht so viel empfindet, und man auch besser in den Kessel hineinsehen kann, um das Aufsteigen der Lauge mit dem Fette sogleich wahrnehmen und verhindern zu können.

Hat man nun das ausgekochte Fett in den Kessel gethan; so wird sogleich der Kessel bis zur Hälfte mit Lauge angefüllt. Dieses zusammen läßt man nun ko-

chen, und stellt ebenfalls eine Person zum Rühren hin. Diese muß neben dem Kessel einen Eimer voll Lauge stehen haben, um davon beständig in den Kessel zuzugießen, wenn die Seife anfängt in die Höhe zu steigen. Hat nun die Seife sechs Stunden lang gekocht, und fängt an dikke zu werden, welches man daran erkennt, wenn sie sich von dem Rührholze abschälen läßt; so nimmt man ein Viertel Külmit Salz, rührt solches nach und nach Handvollweise darunter, und läßt die Seife noch eine gute Stunde kochen. Das Salz hat den Nuzzen, daß sich die Lauge von der Fettigkeit recht scheide, und aus der Seife nach dem Erkalten eine feste Masse werde. Die Proben, woran man erkennt, ob die Seife genug gekocht hat, sind:

1) wenn man von der Seife auf einen Teller füllt, und greift sie nach dem Erkalten mit den Fingern an; so muß nichts davon hängen bleiben,

2) wenn man die Seife auf glühende Kohlen legt, und selbige nicht flammt oder raucht, sondern nur dämpft; so ist sie gut, und

3) wirft man sie in kalt Wasser, und sie fällt sogleich zu Grunde; so ist es ebenfalls ein gutes Zeichen.

Findet man nun, daß nach solchen Proben die Seife gut ist; so läßt man das Feuer unter dem Kes-

sel ausgehen, oder zieht solches hervor, und läßt Lauge und Seife die Nacht hindurch erkalten. Man kann auch beides in einen Zuber gießen, und darin kalt werden lassen. Ist die Seife erkaltet; so wird sie mit einem großen Messer in Tafeln geschnitten, und auf Bretter an einen luftigen Ort zum Troknen gestellt. Sie darf aber keinesweges an einem allzuwarmen Orte aufgetroknet werden; denn hierdurch geschieht es, daß theils das Aeußere derselben allzuhart und scharf, theils aber das Salz aus der Mitte der Seife auf die Oberfläche hervorgetrieben, und dadurch verursacht wird, daß man die Seifentafeln überall erst abschälen muß, wenn damit die Wäsche geseift werden soll. Je langsamer die Seife troknet, desto gelinder wird die Aufsenseite derselben. Noch ist zu gedenken, daß die aus alten ausgekochten Fettigkeiten bereitete Seife nicht sonderlich weiß ausfällt; allein solches thut nichts zur Sache, Seife ist Seife, wenn sie sonst nur gut ist. Ihre Farbe thut zur Auflösung und Hinwegnehmung des Schmuzzes aus der Wäsche gar nichts. Will man sie jedoch weißer haben; so wird zulezt, wenn sie bald genug gekocht, ein wenig Allaun hinzugeschüttet, und mit untergerühret.

VI. Wie man Apfelwein bereiten könne.

Daß man aus Aepfeln und Birnen einen Wein machen kann, ist zwar wohl bekannt; aber wie der vortrefliche Apfelwein der Engländer zubereitet wird, könnte vielen vielleicht noch unbekannt seyn, mithin will ich dieses so schönen Produkts ganz kürzlich erwähnen. Die hierzu bestimmten Aepfel müssen aus guten Arten wohlschmekkender und ziemlichen Saft habender Sommeräpfel bestehen, und auf den Bäumen ihre vollkommene Reife erlangt haben. So bald nun diese erfolgt ist, werden dieselben, so wie sie anfangen abzufallen, vollends abgenommen, und unter freiem Himmel im Garten ohngefähr vierzehn Tage oder drei Wochen auf Haufen gelegt, (sind es späte Herbstäpfel, so müssen sie länger liegen) damit sie durch Sonnenschein, Regen, Reif und Thau recht milde werden. Nunmehro werden sie entweder durch Stampfen oder Reiben auf einem großen Reibeisen, welches allenfalls auf einer gewöhnlichen Sauerkrautscharbe, wo die gewöhnlichen Eisen herausgenommen werden, geschehen

kann, indem man sodann die Aepfel in den darzu gehörigen Kasten thut, und sie solchergestalt klar reibt. Ist dieses geschehen, so wird der erhaltene Brei ausgepreßt, der Saft in ein aufrecht gestelltes reines Faß, aus welchem der oberste Boden herausgenommen, und unten ohngefähr drei Zoll hoch über dem Boden ein hölzelner Hahn angebracht worden, gethan, und das Faß oben mit dem Boden lokker zugedekt.

Wenn der Aepfelsaft etliche Stunden gestanden; so wird sich oben auf demselben eine Art Rinde von Unreinigkeiten sezzen. Ohne ihn zu stören oder zu beunruhigen, zieht man nur dann und wann ein Glas voll durch den Hahn unten ab, um zu sehen, ob er hell und klar wird. So wie nun derselbe völlig hell und rein im Glase erscheinet, so ziehet man den Wein, ohne ihn zu bewegen, auf ein reines Faß, (wozu sich gute reine, nicht angelaufene, das heißt, nicht schimmlicht gewordene Weingefäße am besten schikken) da denn der größte Theil der Unreinigkeiten im ersten Fasse zurük bleibt. In diesem Fasse (oder mehrern je nachdem man viel Wein hat) muß der Wein fünf bis sechs Tage gähren, damit er Kräfte bekomme; jedoch nicht länger, damit er seine Süßigkeit nicht verliere. Nunmehro wird dieser Wein auf ein ande-

res nur sehr wenig geschwefeltes reines Faß gebracht, den darauf folgenden Herbst aber, wenn er recht hell und klar ist, auf Bouteillen gezogen, wo man sodann aus mäßig guten Aepfeln einen starken und schmakhaften Wein erhält; je besser aber die Aepfel, je besser wird der Wein.

VII. Wie man einen vortreflichen Wein aus Johannis- oder Stachelbeeren bereiten könne.

Aus den so leicht zu erziehenden, und an manchen Orten nicht sonderlich benuzten Johannis- und Stachelbeeren, kann man Wein, Brantewein und Essig bereiten. Jezt will ich jedoch nur von dem daraus zu verfertigenden Weine reden. Wenn die Johannis- und Stachelbeeren vollkommen reif, und von allen Stielen und Blättern gut gereinigt worden sind; so nimmt man von jeder Sorte gleich viel; z. B. zehn oder zwanzig Pfund, nachdem man viel oder wenig machen will, quetscht sie behutsam, ohne die Kerne zu beschädigen; hat man nun von jeder Sorte z. E. zehn Pfund, also zusammen zwanzig Pfund genommen, so gießt man

zu dem hieraus erhaltenen Safte noch vier oder fünf Stof, oder acht bis zehn Pfund reines Wasser, vermischt beides wohl mit einander, und läßt diese Vermischung ohngefähr zwölf bis sechszehn Stunden ruhig stehen, preßt solche alsdenn durch einen starken leinenen Beutel, thut den ausgepreßten Saft in ein verhältnismäßiges reines Weinfaß, und läßt dieses an einem mäßigkühlen Orte ruhig stehen, bis der Wein hell oder klar wird, welches man durchs Probiren, indem man etwas in ein Glas durch einen angebrachten Hahn abzapft, erfährt. Wenn dieses geschehen ist, so wird der Saft, ohne Bewegung des Fasses, oder ihn zu trüben, auf ein anderes reines Gefäß gezogen, und dabei zugleich ohngefähr auf sechs bis acht Pfund Saft ein Pfund Weingeist hinzugeschüttet, und wenn beides wohl mit einander vermischt worden, das vollgemachte Faß ordentlich zugespündet. Wer diesen Wein süß verlangt, kann nach Belieben, so wie der Weingeist hinzu geschüttet wird, einige Pfund klar gemachten Zukker hinzu thun. Nach Verlauf von einigen Monaten erhält man einen sehr schönen Wein, auch ohne Zuthun des Zukkers.

VIII. Von Verbesserung des Talgs zum Lichtziehen.

Man findet mancherlei Mittel, die hin und wieder in den Haushaltungen gebraucht werden, um die Lichte härter, weißer, auch wohl zum Theil sparsamer brennend zu machen. Ich will dahero die Verbesserungsarten des Talges nach einander herseßen.

Die erste Verbesserung des Talgs wird durch Leim, Urin und Essig bewerkstelliget, und hat besonders das Härter- und Zähermachen desselben zum Zwek, wobei gedachte Materialien unter einander und mit dem Talg so eingetheilt werden: zu vierzehn Pfund Talg wird ohngefähr zwei Loth recht weißer Leim genommen, welcher in Stükken zerschlagen, in einen Topf gethan, siedend Wasser darüber gegossen, und auf Kohlen geseßt wird, bis er zergehet. Er muß unter beständigem Umrühren nur ganz gelinde sieden, und darauf gesehen werden, daß er ja nicht anbrenne, oder durch zu starkes Kochen braun werde, worauf man ihn die Nacht hindurch stehen läßt.

Will man nun des andern Morgens Lichte ziehen; so muß man den Leim ein oder zweimal wieder aufsieden, den Talg in einem Kessel legen, nachdem man zuvor ein Stof Wasser hinein gegossen hat, worauf man den Talg mit dem Wasser sieden läßt. Nun gießt man in die Tunkforme einen halben Stof Essig und eben so viel Urin; den aufgesottenen Leim aber läßt man durch ein Haarsieb darzu laufen. Hierauf wird sogleich der gesottene Talg aus dem Kessel durch einen Durchschlag hinzugelassen. Hat man nun den Leim, Essig, Urin und Talg in der Tunkforme mit einem Stökchen wohl unter einander gerührt; so nimmt das Lichtziehen sogleich seinen Anfang, und so lange man Talg hat, welches aus dem Kessel nachgefüllt wird, muß man nicht eher heißes Wasser hinzugießen, bis die schönsten Lichte alle fertig, auch die kleinern oder geringern ebenfalls ein und das anderemal eingetunket sind. Noch pflegt man bei dieser Verfahrungsart die Tochte vor dem Ziehen mit zerlassenem Talg und Wachs zu bestreichen, worin zugleich etwas geriebener Grünspahn und Bleiweiß gethan worden, um das Helle- und Langsambrennen zu befördern, auch das Ablaufen der Lichte zu verhindern. Denen es aber um das Helle-

brennen zu thun ist, diese müssen die so eingestrichenen Tochte nach dem Kaltwerden oder Erstarren wieder aufdrehen, auch müssen Grünspahn und Bleiweiß sehr fein pulverisirt werden, sonst sezzen die Tochte zu viele Knoten, und sprizzen beständig.

2) Eine andere Verbesserungsart des Talgs ist diese, daß man etwa auf fünf und zwanzig Pfund Schöpstalg drei Stof Wasser nehme, und wenn beides in dem Kessel zu sieden anfängt, ein Loth Salmiak und zwei Loth Salpeter hinzuthue. Man läßt es zusammen stark sieden, gießt noch zwei Stof Wasser hinzu, und fährt damit nach und nach fort, bis des Wassers soviel wird als des Talgs, und beides zusammen stark gesotten hat. Unter dem Sieden wird der Talg fleißig abgeschäumt, nach dem Erkalten das Wasser abgegossen, und die auf dem Boden des Kessels sich gesezten Unreinigkeiten abgesondert. Hierauf läßt man den Talg wieder zergehen, aber nicht sieden, sondern nur fließend werden.

Das Nachgießen des Wassers in den siedenden Talg darf aber nicht über dem Feuer geschehen, sondern man muß den Kessel vom Feuer zuvor abheben, und den Talg erst abkühlen lassen.

Der Zusaz des Salmiaks und Salpeters dient

darzu, daß die Lichte hart werden und helle brennen.

3) Eine dritte Verbesserungsart des Talgs ist, wenn etwa zu fünf und zwanzig Pfund ausgelassenem und ein wenig wieder erkaltetem Schöpsentalg, zwei starke Hände voll ungelöschten Kalkes genommen, lezterer aber vorher allein in ein besonderes Gefäß mit frischem Wasser übergossen wird. Der abgelöschte Kalk wird fleißig umgerührt, daß er sich mit dem Wasser verbinde. Von solchem Kalkwasser wird ein halb Stof genommen, mit ein wenig Brandwein und klein gestoßenem Kampfer und Borax, von jedem für einen Mk. vermengt, und wohl unter einander gerührt. Hierauf wird alles in den halb kalten Talg gethan, und läßt es wieder eine Weile zusammen aufkochen und hernach stehen, bis es inwendig an dem Kessel einen kleinen Rand vom Gerinnen angesezt, worauf es zum Gießen der Lichte tüchtig ist.

Nach dieser Vorschrift macht das Kalkwasser den Talg sehr weiß und hart; der Borax nicht nur hart sondern auch gut brennend; der Brandwein aber, welcher lieber Franzbrandwein als Kornbrandwein seyn muß, die Lichte heller brennend.

4) Sechs Pfund Rinds- und ein Pfund Schöp-

sentalg beides noch roh und noch nicht ausgeschmolzen, werden in kleine Stükken geschnitten, mit einem halben Stof Urin gekocht, wozu für einen Mk. klein gestoßener Salpeter und eine Hand voll Salz zuzuschütten sind. Nachdem der Urin in dem Kessel ganz verkocht ist, fängt der Talg erst an zu schmelzen. Der geschmolzene Talg wird durch einen Durchschlag zur Zurüklassung der Grieben in eine mit Wasser zuvor befeuchtete Schüssel ausgegossen. Zum Lichtgießen wird dieser kalt gewordene Talg in gröbliche Stükke zerschnitten, in einem Kessel geschmolzen, und ebenfalls für einem Mk. Salpeter darunter geschüttet. Man läßt den zergangenen Talg ein wenig sieden, damit man den oben aufkommenden bräunlichen Schaum mit dem Schaumlöffel behende abnehmen könne. Der Kessel wird hierauf abgenommen, und der Talg, nachdem er seine meiste Wärme verloren, in die Formen gegossen.

5) Nimm fünf Pfund ausgelassenen weißen Talg und ein Pfund weißen Wachs. Dieses wird zusammen über einem gelinden Kohlenfeuer zerlassen, neun Loth Salmiak und vier und zwanzig bis dreißig Messerspizzen voll Frauenеis darunter gemischet. Nachdem die Masse vom Feuer genommen, läßt man

sie stehen, damit sie abkühle; dabei muß das Umrühren, und sogar noch unter dem Gießen, fortgesezt werden, damit sich die Ingredienzien nicht am Boden sezzen. Man muß aber auch den Talg nicht zu kalt werden lassen, damit das Gießen gut von statten gehe.

Der Salmiak und das Fraueneis oder Frauenglas müssen auf das allerfeinste pulverisirt werden, damit durchaus keine Körner im Angriffe darunter zu fühlen sind. Außerordentlich helle brennen diese Lichte eben nicht, aber wegen des hinzugekommenen Wachses sind sie so feste als möglich, und haben auch im Brennen eine längere Dauer als ordinäre Talglichte, weil der Salmiak und das Fraueneis das Fliessen derselben verhindert. In der Ferne haben sie das Ansehn der Wachslichte.

6) Wenn man die Wachslichte wohlfeiler haben und solche mit Talg versezzen will; so muß man ungelöschten, aber nicht gelben, sondern recht weißen Kalk zu Pulver machen, und solchen in den Talg schütten, wenn er kocht. Man nimmt aber zuvor den Kessel vom Feuer und rührt das Kalkpulver unter, worauf der Kessel noch einmal übers Feuer gesezt, und zum Sieden gebracht wird. Der Kalk wird zu Boden fallen und der Talg oben stehen bleiben. Von

diesem Talg mengt man ein Viertel Pfund unter drei Viertel Pfund weißen Wachs, worauf diese Mischung nun geschikt ist, Lichte daraus zu verfertigen.

Will man aber gelbes ungebleichtes Wachs mit Talg vermengen; so muß man die nämliche Proportion des Wachses und Talgs beibehalten, und beides zusammen schmelzen. Man muß Salmiak und Frauencis nach der Vorschrift sub No. 5. darunter mengen, um das Fließen oder Abtriefen zu verhindern. Noch schöner aber sehen diese Lichte aus, wenn man ein wenig Kurkume unter Kornbrandwein mischet, und die Lichte damit überstreicht. Der nämliche Ueberstrich dient auch darzu, um die ordinären Talglichte gelb zu färben, daß sie den gelben Wachslichten völlig gleich scheinen.

IX. Ein leichtes und noch nicht genug bekanntes Mittel, die Raupen zu vertilgen.

Ich werde nicht erst nöthig haben, den Schaden zu schildern, den die Raupen den Obstbäumen zufügen; jedem Oekonomen wird dieser sattsam bekannt seyn. Da nun aber theils die gewöhnlichen Mittel, als Räu-

chern, Ablesen u. s. w. diesem Insekt nicht immer genug Einhalt thun, theils aber zu viel Zeit wegnehmen; so hoffe ich, manchen Oekonomen eine Gefälligkeit durch „Bekanntmachung eines sichern Mittels zur Vertilgung der Raupen“ zu erweisen. Ich reisete 1795 durch das sächsische Erzgebirg, und erfuhr von einem Landprediger, daß er die Raupen durch Seifenwasser, welches er mit einer Handsprizze an die Bäume brachte, vertrieb. Da es vielleicht vielen scheinen wird, als wenn dies zu kostbar wäre, Seifenwasser dieserhalb zu machen, da doch eine ziemliche Menge dazu erforderlich ist; so dienet zur Nachricht, daß das Wasser von der Wäsche sowohl, als auch gemeines Waschwasser, wobei doch immer Seife gebraucht wird, und welches jede Familie gewiß alle Monate in ziemlicher Menge haben kann, eben so dienlich hierzu ist. Es kann dieserhalb auch aufgehoben, und, wo ein großer Obstgarten ist, folglich viel Seifenwasser erfordert wird, zu jeder Zeit benuzt werden. Der ordentliche Gebrauch wird jeden von der Wahrheit dieses Mittels überzeugen.

Anweisung, die Fischernezze, den Pechdrath, die Strik- und Seilwerke, Windmühlenflügel und Schiffssegel dauerhafter zu machen.

Ich ging einmal am Ufer eines Flusses, wo Fischer ihre Nezze gegen die Sonne aufgehangen hatten, und bemerkte, daß die Nezze ganz braun waren. Als ich nach der Ursache fragte, erhielt ich die Antwort: daß es daher komme, weil man die Nezze mit Gerberlohe hätte durchziehen lassen. Ich war neugierig zu wissen, was diese Zubereitung für Nuzzen haben möchte? Es geschiehet darum, antwortete man mir, damit die Nezze nicht so leicht im Wasser verfaulen. Dieser Grund kam mir ganz einleuchtend und wichtig vor. Es fiel mir dabei ein, daß man aus eben der Ursache das Leder mit Gerberlohe zurichtet, und daß nichts so gut, als die Eichenrinde, es vor baldigem Verderben in Sicherheit sezzen könne, da bekanntermaßen fast nichts so sehr, wie das Leder, der Verderbniß unterworfen ist, wenn man es nicht durch die Zurichtung mit Lohe dagegen verwahrte. Die Erfahrung lehret, daß das Leder, welches man in den Pumpen gebrauchet, von ziemlicher Dauer ist, welches aber nicht seyn würde, wenn man rohes, unbereitetes Leder dazu nehme. Ich fand es deshalb ganz natürlich, daß die Gerberlohe auch vermögend wäre, den Hanf länger

als gewöhnlich vor dem Verfaulen zu bewahren. Die Fischer versicherten, daß ein Nez, welches man eine Zeitlang in Gerberlohe hat liegen lassen, wenigstens sechsmal länger als ein anderes halte. Dieser Vortheil ist beträchtlich, und die Zubereitung weder mühsam, noch kostbar. Man muß die Nezze in Gerberlohe liegen lassen, wenn sie ganz davon durchzogen werden sollen. Von Zeit zu Zeit, wenn man merket, daß die Farbe, die das Nez dadurch erhält, von dem Gebrauch abgenuzt und schwach geworden; so giebt man sie ihm durch eine abermalige Einbeizung von neuem wieder.

Der Nuzzen der Gerberlohe in Ansehung der Fischernezze, hat mich auf die Gedanken gebracht, ob diese Methode nicht auch auf anderweitige Art in Gebrauch gezogen werden könnte? Man könnte z. E. den Pechdrath, womit die Schuhmacher die starken Schuhe nähen, vorher in Gerberlohe weichen, und ihm dadurch eine größere Dauer geben. Dieser Drath verfault leicht in der Näsſe, und so geringe die Sache scheinet, so würde es im Ganzen doch etwas ausmachen. Ich eröfnete diesen Einfall meinem Schuhmacher, der den Versuch wirklich machte, und das Garn, woraus man den Pechdrath verfertiget, einige Tage vorher in Gerberlohe einweichen ließ. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieser Versuch seinen Nuzzen habe. Dergleichen Schuhe halten viel länger, und der Drath geht nicht so leicht auf, als an den andern Schuhen.

Nach der Zeit hat dieser Schuhmacher beständig diese Methode beibehalten, und seine Kunden beschweren sich nicht mehr über die kurze Dauer der Näthe. Es kann zwar diese Methode bei dem großen weißen Pechdrath, womit man die feinen Schuhe nähet, nicht gebraucht werden, weil die Gerberlohe dem Drath eine braune Farbe giebt. Wenn aber auch vornehme Leute, die ohnehin von ihrem Schuhmacher mehr Zierlichkeit, als dauerhafte Arbeit verlangen, den Vortheil dieser Methode nicht mitgenießen können; so bleibt es für die weniger Vornehmen und Armen, deren doch die Meisten sind, immer ein wichtiger Gegenstand; ihnen ist es nicht einerlei, ob sie jährlich ein Paar Schuhe mehr oder weniger bezahlen müssen.

Eine Entdekkung leitet auf die andere. Die Windmühlenflügel sind mit Leinewand bezogen. Diese Leinewand kann ebenfalls, ehe man sie dazu gebraucht, ohne sonderliche Kosten in Gerberlohe gelegt werden. Auch damit hat man schon die Probe gemacht, und sich überzeugt, daß solche Flügel weit länger darnach halten, und nicht so bald vom Regen und Thau verfaulen und abgenuzt werden. So oft sich die braune Farbe verliert, müssen auch diese Flügel wieder in die Lohe gelegt werden. Was ich hier von den Windmühlenflügeln sage, gilt auch bei der Leinewand, woraus man die Segel auf den Schiffen macht; es ist sehr begreiflich, daß sie auf eben die Art weit dauerhafter dadurch werden.

Ein gleiches könnte man auch von allem Strik- und Thauwerk behaupten, welches man im Wasser oder Regen gebraucht. Meines Erachtens würde dasselbe von längerer Dauer seyn, wenn man den Hanf, woraus es gemacht werden soll, vorher in Gerberlohe einweichte. In diesem Fall hielte ich dafür, daß man vor allen Dingen den Hanf durch die Lauge ziehen müßte, um ein gewisses Gummi, welches ihm von Natur anklebt, davon zu bringen, weil dieses das Eindringen der Lohe verhindern, und die Schwere der Seile, ohne daß sie dadurch stärker würden, vermehren könnte. In der That giebt die Gerberlohe den Fasern des Hanfes gar keine mehrere Stärke, sondern sie durchdringet selbige nur, und umwikkelt sie mit ihrer Farbe, wodurch sie der Fäulniß länger widerstehen. Diese braune Farbe macht zwar den Strik etwas schwerer, doch nicht so viel, wie das im Hanf befindliche Gummi. Bei und neben dieser Zubereitung könnte jene andere auch noch immer statt finden, daß man nämlich die Seile zu theeren pfleget. Man könnte also, wenn man wollte, sowohl jenes als auch dieses mit den Seilen, welche beständig im Wasser seyn sollen, vornehmen. Bei den andern wäre das bloße Einweichen in Lohe zu ihrer Verwahrung bereits hinlänglich.

Wo die Eichenrinde zu selten, und folglich zu theuer ist, da bediene man sich zu derselben Absicht, und fast ganz mit demselben Erfolge, entweder ver-

schiedener zusammenziehender Rinden, z. E. von der Bruchweide und dem Ipernbaum, und mancher Heidekräuter, oder auch des Torfmoorwassers, und selbst, wo keine Moore sind, wird Wasser, worin Torf aufgelöset wurde, schon zureichen können.

Anzeige des Verlegers.

Daß statt der versprochenen fünf Bogen monatlich, womit diesen Johanni 1798 der Anfang gemacht werden sollte, jezt bereits das ganze Quartal, nämlich funfzehn Bogen zugleich erscheinen, und daß solche auch in Vierteljahrgängen fortgesezt werde, hoffe ich, wird dem größten Theil der respektiven Interessenten, wenn nicht angenehm, doch gewiß gleichgeltend seyn. Manche vorher nicht zu erwartende Hindernisse, sind Ursache, daß in diesen Stükken noch nicht alle in der Ankündigung angezeigte Abhandlungen enthalten sind, die aber gewiß in den folgenden um so mehr vervollkommnet geliefert werden sollen.

Durch gütige Beiträge von den vielen bekannten vortreflichen Oekonomen in Kur- und Livland, hoffe ich diesem Werke von Zeit zu Zeit mehr Interesse und Nuzbarkeit zu geben, welches ich eifrig wünsche und woran ich weder Kosten noch Mühe sparen werde.

Inhalt.

Erstes Stük.

I. Etwas über Erziehung und eigentliche Bestimmung des kur- und livländischen Adels zur Landwirthschaft, und über das Studium der Oekonomie = = = = 3
II. Ueber den ehemaligen Zustand des kurländischen Forstwesens. Fragmente aus dem Briefwechsel eines Kurländers an den Herrn Forstmeister v. W***. in W**. = = 49
III. Ueber Holzkultur = = 63

Zweites Stük.

I. Ueber Gärtnerei. Auch ein Auszug aus einem Briefe an den Professor F*. in K. = 89
Ueber das Studium der Oekonomie. Fortsezzung 95
II. Ueber Kuhzucht = = 115
III. Ueber den Nuzzen des gemeinen Geisklees, auch Geisraute = = 134
IV. Pferdearzneikunst. Einige Mittel, welche bei verschiedenen Krankheiten und Zufällen der Pferde mit Nuzzen zu gebrauchen sind 137
Mittel gegen das Haarschlechtigwerden 140
V. Mittel, Razzen, Wanzen auch Maulwürfe zu vertreiben = = 141
VI. Mittel wider die Räude der Schafe 142
VII. Erfindung eines neuen Mittels, die Kartoffeln lange Zeit gut zu erhalten = 146

VIII. Oekonomische Anfrage = = 148
IX. Vom Kornraden, und dessen schädlichen Wirkungen; aus dem Schwedischen, von J. G. L. Blumhof = = = 151
X. William Whites Methode, das Leder ohne Eichenrinde zu gerben = = 154
XI. Für Jagdliebhaber = = 155
XII. Probates Mittel, um das Sauerwerden des braunen Biers zu verhüten = 157
XIII. Vom Abbakken oder Troknen des Obstes 158
XIV. Stärke aus wilden Kastanien zu verfertigen 159

Drittes Stük.

I. Ueber Viehseuchen und deren Vorbauungs- und Heilmittel = = = = 163
II. Vorschläge zu einer Feuerordnung, und Plan zur Errichtung einer Brandversicherungssozietät 177
III. Von Aufbewahrung des Mehls = 206
IV. Von Verbesserung des verdorbenen und ungesunden Mehls = = 209
V. Vom Kochen der Seife = = 212
VI. Wie man Apfelwein bereiten könne = 222
VII. Wie man einen vortreflichen Wein aus Johannis- oder Stachelbeeren bereiten könne 224
VIII. Von Verbesserung des Talgs zum Lichtziehen 226
IX. Ein leichtes und noch nicht genug bekanntes Mittel, die Raupen zu vertilgen. = 232
X. Anweisung, die Fischernezze, den Pechdrath, die Strik- und Seilwerke, Windmühlenflügel und Schiffssegel dauerhafter zu machen 234
Anzeige des Verlegers = = = 238